

Flucht und Vertreibung
Kreis Gerdauen



Unvergessen ...

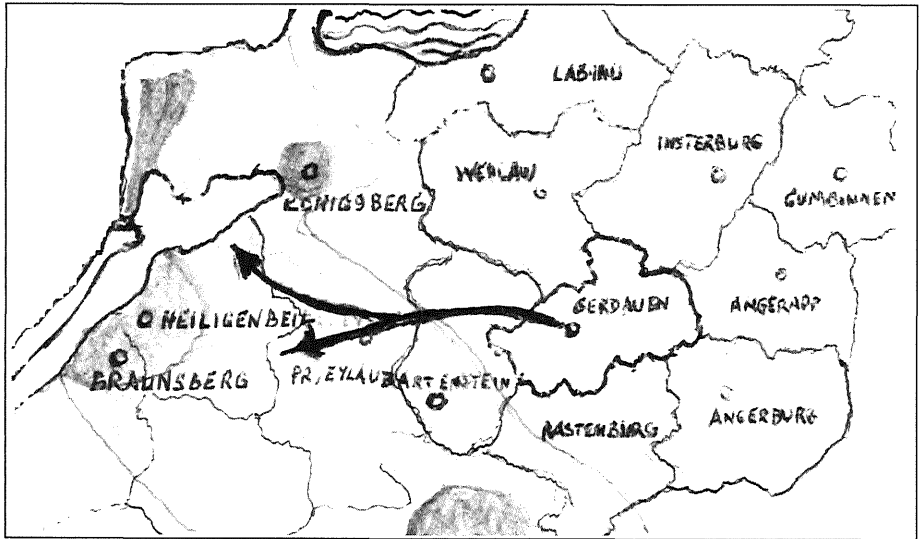
*Fast ein halbes Jahrhundert ist seit diesen – unser
Leben verändernden Ereignissen – vergangen.
Diese Zeit hat uns und unsere Nachkommen geprägt. –
Als Erlebengeneration sind wir verpflichtet, soweit als
möglich, Einzelschicksale dieser Leidenszeit unseren
Nachkommen mitzuteilen.*

*In dieser Zusammenstellung stehen die Berichte mit
stellvertretend für diejenigen von uns, die heute nicht
mehr leben.*

Flucht und Vertreibung
Kreis Gerdauen

Unvergessen . . .

Fluchtweg der Bewohner aus dem Kreis Gerdauen



*Dichte des
Staugebietes*

Räumung des Kreises Gerdaun

Der Kreis Gerdaun hatte 34.000 Einwohner. Hinzu kamen 2.000 Evakuierte, größtenteils Berliner und rd. 2.000 Fremdarbeiter und Kriegsgefangene. Die Kriegsgefangenen waren größtenteils Franzosen.

Bereits Ende Juli 1944 wurden die Evakuierten nach der Provinz Sachsen abtransportiert, um Platz zur Aufnahme für die Bewohner der gefährdeten Grenzkreise zu schaffen. Gerdaun war als Aufnahmekreis für die Bevölkerung des Kreises Gumbinnen vorgesehen. Mitte Oktober wurden rd. 20.000 Gumbinner, einschließlich der Behörden aus der Stadt Gumbinnen, im Kreise Gerdaun untergebracht.

Auch größere Vieh- und Pferdebestände konnten nach und nach aus diesen Grenzkreisen herausgeholt werden. So wurden Ende Oktober und Anfang November noch rund 10.000 Stück Großvieh per Bahn nach dem Reichsgebiet verladen.

Ende November wurde die Gumbinner Bevölkerung, soweit sie Aufnahme im Kreise Gerdaun gefunden hatte, nach dem Kreise Osterode weitergeleitet. Nur einzelne Dienststellen, das Postamt Gumbinnen, blieben bis Mitte Januar 1945 in Gerdaun.

Die Unterbringung und Weiterleitung der Gumbinner Bevölkerung konnte reibungslos durchgeführt werden.

Die weitere Räumung des östlichen und südöstlichen Teils der Provinz wirkte sich für Gerdaun mit seinen engen Straßen furchtbar aus. Die Straßen über Rastenburg und die Landwege über Drengfurt-Barten durften

wegen der Nähe des Führerhauptquartiers durch die Flüchtlingstrecks nicht benutzt werden.

Diese Straßen sollten angeblich für die Wehrmacht freigehalten werden. So bewegten sich die Trecks sternförmig auf Gerdaun zu. Diese kamen aus den Kreisen: Goldap, Angerburg, Angerapp, Ebenrode, Schloßberg, Tilsit-Ragnit, Heinrichswalde, den südlichen Teilen der Kreise Insterburg und Wehlau.

Stauungen waren unvermeidlich. Glücklicherweise waren die Landwege vor Einsetzen des Frostes geschleppt worden und passierbar. So konnten die auf der Nordenburger Chaussee anrückenden Trecks über Posegnick, Kanoten, Laggarden-Dietrichsdorf die Stadt Gerdaun umgehen und auf die Schippenbeiler Chaussee gebracht werden. Die auf den anderen drei Zufahrtsstraßen anrückenden Trecks wurden in Doppelreihe auf der Friedländer Chaussee weitergeleitet. Dank einer guten Organisation war es möglich, die durchfahrenden Flüchtlinge, je nach der Tageszeit mit warmem Essen oder heißen Getränken zu versorgen. Feldküchen hatte Gerdaun ausreichend zur Verfügung. Auch die Haushalte waren in diese Versorgung mit eingespannt und stellten sich zur Verfügung.

Schon hier kann gesagt werden, daß die Räumungsbefehle für diese Kreise um acht Tage zu spät gegeben wurden, denn auch von diesen Menschen sind viele auf der Strecke geblieben und den Russen in die Hände gefallen.

Die Räumung des Kreises Gerdauen

Um einen ordnungsgemäßen Ablauf zu gewährleisten, waren die Trecks schon vorher eingeteilt worden. Jede Ortsgruppe war zu einem Treck zusammengestellt. Treckführer war in jedem Fall der Bezirksbauernführer, dem als Hilfsführer die Ortsbauernführer zugeteilt waren. Die Räumungsbefehle wurden von der Gauleitung an die Kreisleitungen gegeben und von diesen an die einzelnen Bezirke weitergeleitet.

Der erste Abschnitt, der zwischen dem 18. und 19. Januar geräumt wurde, war der nordöstliche und östliche Teil des Kreises und umfaßte die Ortschaften Ilmenhorst, Waldburg, Wolfshöhe, Gnädtken, Kurkenfeld, Adolfschlieben, Pentlack, Wilhelmssorge, Klein Karpau, Schönefeld, Plagbuden und Polleyke, der zu einem Treck zusammengefaßt war. Als Marschrouten waren vorgeschrieben, die Chaussee über Nordenburg, Gerdauen, Friedland, Domnau – Richtung Königsberg. Dieser Treck wurde aber von seiner Marschrouten abgedrängt und ist zum großen Teil den Russen in die Hände gefallen. Der Treckführer Hartwich aus Wolfshöhe und dessen Ehefrau wurden von den Russen sofort erschossen.

Die Bevölkerungsteile aus diesen Ortschaften, für die keine Fuhrwerke zur Verfügung standen, wurden vorher zum Bahnhof Nordenburg gebracht und sollten durch die Reichsbahn abtransportiert werden.

Der Treck Lieskendorf, für den die gleiche Marschrouten vorgeschrieben war, setzte sich am selben Tage in Bewegung. Zu diesem Treck gehörten die

Orte: Hochlindenberg, Wesselau, Schönwiese, Mulck und Klein Pentlack. Familien, die nicht mit dem Treck mitgeführt werden konnten, wurden in Klein Gnie mit der Bahn verladen und nach Königsberg transportiert. Dieser Treck erreichte zum größten Teil das Samland, während ein Teil, der sich abgesondert hatte, über die Frische Haff-Nehrung in das Reichsgebiet kam. Der überwiegende Teil dieses Trecks, der das Samland erreichte, konnte auf dem Seewege weitertransportiert werden. Pferde und Wagen sowie der größte Teil der Habe blieb zurück.

Zu gleicher Zeit räumte auch die Ortsgruppe Mulden mit den Orten Mulden, Petrinaussass, Juganeussass, Kiehlendorf, Astrau, Gomingen, Ilmsdorf, Jodeglienen, Werschen und Sokallen. Die Marschrichtung konnte zum großen Teil eingehalten werden. Auch dieser Treck erreichte über Haff und Nehrung zum großen Teil das Reichsgebiet westlich der Weichsel.

Am 20. Januar erhielten die restlichen Ortschaften nördlich und östlich des Masurischen Kanals den Räumungsbefehl, u. a. auch die Stadt Nordenburg. Soweit die Bevölkerung mit Fahrzeugen trecken konnte, haben auch diese, falls sie sich unterwegs nicht zu lange aufhielten, über Haff und Nehrung das Reichsgebiet erreicht. Von diesem Treck erreichten viele mit ihren Fahrzeugen die Gegend von Oldenburg und Bremen. Die übrige Bevölkerung von Nordenburg und Umgebung sollte, soweit Fahrzeuge nicht zur Verfügung standen, mit der Bahn abtransportiert werden und hatte sich beim Bahnhof Nordenburg versammelt. Obwohl die

Züge fest zugesagt wurden, warteten hier vergeblich rd. 2.500 Menschen auf ihren Abtransport. Alle Verhandlungen seitens der Kreisleitung und Kreisverwaltung mit der Gauleitung und Reichsbahndirektion Königsberg verliefen ergebnislos.

Am 21. Januar gegen abend wurde zugesagt, in Rastenburg Züge zur Verfügung zu stellen. Im Pendelverkehr wurden daraufhin diese Menschen mit der Kleinbahn nach Rastenburg transportiert. Das gesamte Gepäck blieb auf dem Bahnhof Nordenburg liegen. Doch die in Rastenburg zugesagten Eisenbahnzüge wurden nicht gestellt. Da gerade an dieser Stelle der Durchbruch der Russen erfolgte, ist der größte Teil dieser Menschen den Russen in die Hände gefallen. Viele haben dort, besonders die älteren Leute, den Freitod gewählt. Ein Teil versuchte noch bei 20 Grad Frost den Fußmarsch nach Heiligenbeil anzutreten.

Die Ortsgruppe Friedrichswalde mit den Ortschaften Mauenefelde, Melchersdorf, Barragin, Friedrichswalde, Trausen und Grünheim sowie die Ortsgruppe Altendorf mit den Gemeinden Altendorf, Prätlack, Posegnick, Wandlacken und Ebenau, sowie die restlichen Teile der Ortsgruppe Sobrost mit den Orten Pröck, Sechserben und Schiffuss erhielten den Räumungsbefehl am 24. Januar gegen abend und setzten sich in der Nacht zum 25. Januar in Bewegung.

Auch die Ortsgruppe Moltainen setzte sich an diesem Tage von ihrer Heimat ab und kam bis Pommern, wo sie von den vorstoßenden Russen überflügelt wurden. Der Treckführer Gleiminger wurde von den Russen erschossen.

Für die Stadt Gerdauen und den restlichen Teil des Kreises wurde erst auf dringende Vorstellungen seitens der Kreisverwaltung und der Kreisleitung der Räumungsbefehl am 26. Januar um 22 Uhr von dem damaligen Gauorganisationsleiter Dargel gegeben. Zu dieser Zeit schlugen schon russische Granaten in das Stadtbild von Gerdauen ein. Am 27. Januar morgens um 6 Uhr verließ wohl noch ein Verwundetentransport vom Bahnhof Gerdauen aus die Stadt, jedoch war dieses nicht bekannt, und nur wenige Gerdauer konnten mit diesem Zuge, der übrigens nur bis Bartenstein fuhr, abtransportiert werden. Fahrzeuge standen auch nicht zur Verfügung. So mußten rd. 1.500 Menschen bei 20 Grad Kälte den Fußmarsch über Bartenstein oder Friedland antreten. Durch die zu spät gegebenen Räumungsbefehle und das schnelle Vordringen der Russen ist ein großer Teil der Bevölkerung den Russen in die Hände gefallen.

Das Kreisjohanniterkrankenhaus mit ca. 80 Patienten wurde am 22. Januar geräumt. Der Transport sollte nach Allenstein gehen. Da diese Stadt aber schon gefährdet war, wurden die Patienten erst in Thüringen ausgeladen. Ein Teil des Pflegepersonals hat mit diesem Transport das Krankenhaus verlassen, während der Rest mit den Verwundeten am 27. Jan. morgens 6 Uhr Gerdauen verließen.

Schlimmer war das Schicksal der 78 Insassen des Kreisaltersheimes in Sillginnen. Für diese konnten keine Fahrgelegenheiten beschafft werden. Schon im Monat August 1944 wurde über die Parteidienststellen versucht, diese alten

Leute nach dem Reichsgebiet zu bringen, jedoch konnten keine Unterkünfte bereitgestellt werden. Auch weigerten sich die Insassen, das Altersheim zu verlassen. So mußten diese mit dem Pflegepersonal ihrem Schicksal überlassen werden. Die leitende Schwester, Fräulein Wohlgemuth, hat mit einer Angestellten, nachdem sie vielfach durch die Russen vergewaltigt wurden, den Freitod gewählt. Die alten Insassen, die größtenteils pflegebedürftig waren, sind von den Russen auf die Straße gejagt worden und dort umgekommen. Wie ich schon vorher schilderte, hat nur ein Bruchteil des Trecks das Gebiet westlich der Weichsel erreicht. 4/5 der Fahrzeuge blieben in Ost- und Westpreußen oder im Gebiet von Danzig zurück, ebenso ein großer Prozentsatz der Gerdauener Bevölkerung. Schätzungsweise sind 20 % der Bevölkerung auf dem Fluchtwege, unter den Russen und in Sibirien, wohin rund 2.000 Einwohner des Kreises verschleppt wurden, umgekommen. Ganze Familien wurden ausgerottet.

Räumung von Wirtschaftsgütern

Unter den gegebenen Verhältnissen war es unmöglich, an die Räumung von Wirtschaftsgütern zu denken. Am Montag, den 21. Januar, erschien wohl ein Beauftragter des Räumungskommissariats in Königsberg beim Landratsamt in Gerdauen und verlangte von mir, die vorhandenen Schuh- und Textilienlager in Nordenburg zu räumen. Dieses Ansinnen mußte ich ablehnen, weil

1. die notwendigen Fahrzeuge fehlten,

2. auf dem Nordenburger Bahnhof 2.500 Menschen seit zwei Tagen vergeblich auf ihren Abtransport warteten.

Wenn schon die Menschen ihrem Schicksal überlassen wurden, so kam es m. E. bestimmt nicht darauf an, ob die vorhandenen Warenbestände schon in Nordenburg oder erst in Bartenstein oder Heiligenbeil in die Hände der Russen fielen. Waren rechtzeitig in Sicherheit zu bringen, war ja grundsätzlich verboten.

Die Akten und Urkunden der Behörden sind wohl restlos verlorengegangen. In letzter Zeit wurde noch versucht, einen Teil dieser Unterlagen in Sicherheit zu bringen, jedoch wurden diese nur nach der Tucheler-Heide und nach Lauenburg in Pommern in Sicherheit gebracht. Die amtlichen Stellen waren der Auffassung, daß diese dort sicher lagern, weil ja, wie es hieß, die Weichselstellung von den Russen nicht überschritten werden konnte.

Über die weiteren Punkte des Arbeitsbogens kann ich keine Auskunft geben, weil ich in diese Sachen keinen Einblick hatte.

– Auf Anforderung des Bundesarchivs Koblenz Bericht nach einem Arbeitsbogen von Kreisbürodirektor Albert Möller; überreicht von Dr. Wilhelm J. Casper – unserem letzten Landrat.

Bericht von Frau Helene Gröppel, Birkenkrug, Pröck

Heute ist der 7. Juli 1949. Seit vier Jahren warte ich auf die Heimkehr meines Mannes und meines Sohnes. Täglich kommen Heimkehrer aus Rußland,

aber niemand bringt mir eine Nachricht. Jetzt schwindet so allmählich die Hoffnung auf ein Wiedersehen mit meinen Lieben. Doch muß ich täglich bezeugen, in allen schweren Lebenslagen, wenn es noch so dunkel aussah, bin ich hindurchgegangen und ständig spürte ich Gottes Nähe. Ich bin jetzt 64 Jahre alt und es kommt öfters so eine Feierabend-Ruhe über mich. Ich denke so über das ganze Leben nach! Was war das große Glück? Seifenblasen, die zerplatzten? Die treue Pflichterfüllung auf dem Platz, den mir das Schicksal zugewiesen hat, die Zufriedenheit und somit

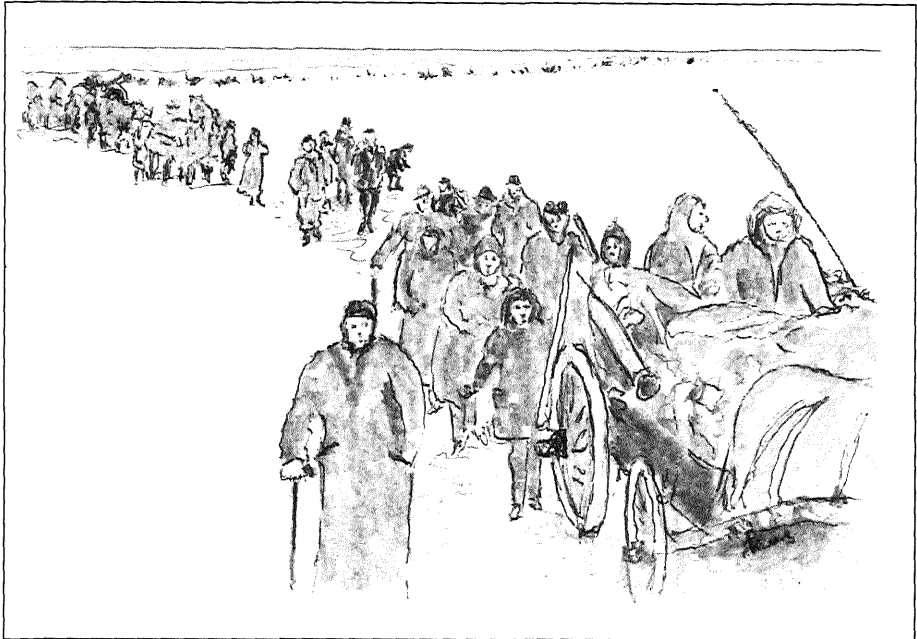
das, was wir großes Glück nennen! Dankbar nehme ich die von Gott mir geschenkten Tage in der Gewißheit, daß ich gerne, wenn meine Lebensuhr abgelaufen ist, eingehe in die ewige Heimat der Heimatlosen.

„Wenn ich auch gleich nichts fühle
von Deiner Macht.

Du führst mich doch zum Ziele
auch durch die Nacht.

So nimm denn meine Hände
und führe mich.

Bis an mein selig' Ende
und ewiglich.“



Die Flucht – Den Westen erreicht

Unsere Flucht aus Ostpreußen, 20.01. 25.03.1945 Aufzeichnungen von Doris Ritter geb. Groß

Am 20.01.1945, morgens um acht Uhr heißt es Abschied nehmen von unserem Elternhaus. Wir bekommen von unserem Briefträger noch die letzte Post ausgehändigt, dann setzen sich die Wagen in Bewegung. Ein Blick zurück auf das Haus, in dem wir so eine schöne Jugend verlebt haben, dann verschwindet unser Anwesen unseren Blicken.

Nach einer Fahrt bis Rauenfelde, 15 km hinter Gerdauen, erreichen wir gegen 18 Uhr unser Quartier.

Unterwegs

21.01., durch Schippenbeil gekommen, in Landskron übernachtet.

22.01., drei Stunden in Bartenstein gestanden, ehe wir in die ehemalige Uffz Vorschule kommen. Dort bei einer alten Dame ein wunderbares Quartier gehabt.

23.01., um 11 Uhr geht es erst weiter. Die Straße ist andauernd verstopft, daher kommen wir nur bis Altrechtshof, wo reiche Bauern wohnen, die jedoch sehr geizig sind.

Wir fahren von Bartenstein aus weiter, als es heftig zu schneien anfängt; wir kommen nur langsam weiter. Viele Militärfahrzeuge begegnen uns, wir fahren an den Straßenrand, da sie es sehr eilig haben. Der Russe ist dabei, bis nach Elbing durchzustoßen und will uns den Weg nach Westen abschnei-

den, erfahren wir, das sind ja schlechte Aussichten für uns. Als wir in Klein Peisten vor Landsberg sind, heißt es plötzlich „HALT“, das Militär sperrt die Straße für weitere Truppenbewegungen, wir nehmen Quartier in Klein Peisten, einem Gutsvorwerk. Der Verwalter fragt uns, warum wir uns nicht vorher angemeldet hätten, als ob sowas noch möglich wäre. Wir teilen uns mit einer Familie im oberen Stockwerk ein Zimmer. Die Pferde können wir in den großen Ställen gut unterbringen, darüber sind wir froh. Denn unser Pferd „Locky“ vom 2. Wagen hatte in Bartenstein einen zugigen Stall und ist fast steif, es ist unser jüngstes Pferd. Daher fahren Papa und ich nach Landsberg zu einem Tierarzt, er verspricht uns, nach dem Pferd zu sehen. Er stellt Hufverschlag fest, es wird wohl kaum wieder gesund werden.

In Landsberg fallen uns große Truppenbewegungen auf. Wenige Geschäfte haben noch auf; viele Flüchtlinge, die sich noch zu Fuß oder mit Handwagen auf die Flucht begaben oder Trecks sind unterwegs wie wir. – Wir erfahren, daß die Russen am 25.01. in Nordenburg und Angerburg eingedrungen sind, am 27.01. in Gerdauen.

Es hat inzwischen noch mehr geschneit und es ist besonders in der Zeit vom 26. bis 30.01. starker Frost mit Werten um –30 Grad. Wir versuchen immer wieder zu erfahren, ob wir weiter können, jedoch sind die Straßen nach wie vor für Flüchtlingstrecks gesperrt. Inzwischen haben wir besonders wertvolle Sachen mit nach oben in unser

Zimmer genommen. Gekocht wird unten in einer großen Küche. Lebensmittel sind noch reichlich vorhanden. Inzwischen treffen immer mehr Flüchtlinge ein, Leute wie wir mit Trecks, mit Handwagen, Schlitten oder zu Fuß. Der Raum, in dem wir wohnen, wird immer voller, auch die Ställe und Scheunen sind überfüllt. Die Leute bringen schlechte Nachrichten mit.

Bei einigen Familien geht das Brot aus. So wollen sie die Zeit ausnutzen und teigen Brotteig an, um am nächsten Tag zu backen. Doch dazu kommt es nicht mehr. Am Abend des 1. Februar kommen so viele Menschen in unser Quartier, auch unser Zimmer ist so überfüllt von Frauen, Kindern und alten Menschen, daß wir kaum noch zur Tür raus können. Die Gesichter dieser Leute sind angsterfüllt. Der Geschützdonner kommt immer näher. In dieser Nacht schläft niemand. Kinder weinen und man hört die Schreie einer hochschwangeren Frau, deren Wehen einsetzen. Zum Glück hat sie Familienangehörige bei sich, doch was steht ihr in diesen Kriegswirren noch bevor? Es steht für uns fest, daß wir schnellstens weg müssen. Das Rattern der MG kommt inzwischen näher, der Himmel ist rot gefärbt. Sobald wir Verbindung mit unseren Nachbarn haben (sie wohnen unten), begeben wir uns mit Taschenlampen zu unseren Wagen und stellen fest, daß die Leine vom zweiten Wagen fehlt, von unserem Wladeck und den Ausländern von Kleistens keine Spur. Jetzt geht alles sehr schnell. Jeder nimmt etwas von unseren Sachen mit herunter, einige wertvolle Stücke bekommen wir nicht mehr mit. Ich

nehme Opa am Arm und helfe ihm bei diesem eiligen Aufbruch, denn die Treppe ist voller Menschen, alles in Panik, im Haus und draußen. Wir hasten zu unseren Nachbarn zu unseren Fuhrwerken. Das kranke Pferd muß stehenbleiben. „Lug“ vom 2. Wagen wird zu „Jenny“ und „Lotte“ gespannt. Wir können kaum noch einen Blick auf unseren 2. Wagen und den schönen vollbepackten Kutschwagen werfen. Die ersten Wagen haben sich bereits in Bewegung gesetzt, wir schließen uns mit unseren Nachbarn (außer Kleistens) an und erreichen unter starkem Beschuß den Waldrand. Hier biegen wir in einen Waldweg ein. Wir scheinen uns zwischen den Fronten zu befinden, die Kugeln pfeifen uns um die Ohren und wir verlassen die Wagen, um auf dem hartgefrorenen Schneeboden in Deckung zu gehen. Unserem Opa (84), dem Baby unserer Nachbarn und den beiden schwangeren Frauen fällt es besonders schwer. In unserer großen Angst fangen einige von uns an zu beten. Nach einer Weile ebbt das Schießen allmählich ab. Was hatten wir für ein Glück, wir sind alle unverletzt geblieben, es ist wie ein Wunder. Wir lassen die Wagen stehen und gehen zu einer Lichtung. Als das Rattern der MG ganz verstummt, laufen Frau Wilschewski, Herr Bevernik, unser Papa, Christel und ich quer durch den Wald, um unsere Wagen zu holen. Da kommt eine russische Kosakenvorhut, bestehend aus drei Reitern hoch zu Roß, auf uns zu. Wir sind sehr erschrocken und glauben, sie würden uns mitnehmen, doch wir haben großes Glück, sie wollen nur den Schmuck und ziehen dann

weiter. Wir gelangen schließlich zu unseren Wagen und bringen sie zu der Lichtung, wo unsere Angehörigen uns bereits sehnsüchtig erwarten.

Dann kommen deutsche Landsker, die gerade in Stellung gehen und fragen uns, wo die Russen sind. Das können wir ihnen allerdings genau sagen. Hier liegt vereinzelt deutsches Kriegsmaterial herum, darunter auch Panzerfäuste. Wie wird es den anderen Leuten ergangen sein, die nicht mehr rechtzeitig wegekamen? Nach ca. zwei Wochen treffen wir einige davon. Der Russe hat sie drei Tage behalten, ausgeraubt, die Frauen vergewaltigt und dann wieder freigelassen. Sie sind ganz abgestumpft und apathisch. Sie erzählen etwas, dann weinen sie hemmungslos. Man kann sie wirklich bedauern.

Unsere Nachbarn und unsere Familie nehmen sich vor, unter allen Umständen zusammenzubleiben. Dieses elende Flüchtlingsdasein ist in so einer Gemeinschaft von drei Familien eher zu ertragen als wenn eine einzelne Familie nur auf sich gestellt wäre. Wir können einander helfen, Mut zusprechen und Trost spenden.

Nach Landsberg ist alles ziemlich ungeordnet und planlos. Auch die N.S.V. (Volkswohlfahrt), die uns bisher öfter mit warmem Essen und Getränken versorgte, ist noch selten zur Stelle und wenn sie da ist, bilden sich gleich lange Schlangen und oft, ehe man etwas bekommen hat, fahren die Trecks bereits weiter und man muß sehr aufpassen, die eigenen Wagen nicht aus den Augen zu verlieren. Wir fahren in Richtung Zinten, da soll der Russe noch nicht sein. Zur Nacht versuchen wir

wegen der Kälte in einem Haus unterzukommen, denn Opa friert entsetzlich, und die kleine Gisela unserer Nachbarn braucht noch viel Wärme und wir sind froh, wenn wir ihnen auf dem Fußboden in einer Schule oder einem anderen geheizten Raum ein warmes Lager bereiten können. Opa nimmt alle diese Strapazen erstaunlich geduldig hin.

Als wir in Zinten ankommen, bemerken wir auch hier große Aufregung, der Russe ist im Anmarsch und wir fahren in die entgegengesetzte Richtung. Es kann uns niemand sagen, wo wir wirklich sicher wären. Überall stauen sich große Flüchtlingsmassen, dann taucht plötzlich Wehrmacht auf, denen wir dann sofort Platz machen. Zur Zeit sind die Straßen derart verstopft, daß an ein Weiterkommen nicht zu denken ist. Es ist sehr kalt, um uns herum nur Schnee, kein Haus in Sicht. So wird notgedrungen ein Wasserloch aufgehackt, die dicke Eisschicht entfernt und Wasser geschöpft, dazu etwas Schnee aufgetaut und auf einer kleinen Feuerstelle zusammen mit eingekochtem Fleisch, Frikadellen oder Rippchen erhitzt. Unsere Nachbarn haben auch noch Fleischvorräte. Doch etwas Warmes zu trinken ist bei dieser Hälte genauso wichtig. Obwohl wir dieses Eis- und Schneewasser abgekocht haben, schadet es uns allen, wir bekommen starken Durchfall. Als der Treck sich wieder in Bewegung setzt, haben wir Mühe, die Wagen jedes Mal zu erreichen. Nach zwei bis drei Tagen geht es uns gesundheitlich besser, nachdem wir uns in einem Quartier Kamille und Pfefferminztee kochen konnten, doch Opa ist schwächer geworden, und die Eltern

sehen auch noch blaß aus. Der seelische Druck kommt noch dazu, die scheinbar ausweglose Lage, ob wir überhaupt noch aus dem Kessel herauskommen? Anstatt nach Westen, fahren wir in die entgegengesetzte Richtung oder ziellos im Kreis.

Überall verängstigte Leute wie wir mit Trecks, Schlitten oder Handwagen bzw. Kinderwagen und zu Fuß. Infolge der Kälte sterben immer mehr kleine Kinder und alte Leute. Die Angehörigen können nichts anderes tun, als sie am Straßenrand hinzulegen und zuzudecken. Opa sitzt oder liegt meistens hinter Vater, der den Wagen fährt und sieht zum Glück diese Elendsbilder nicht. Er, der für seine 84 Jahre geistig und körperlich so auf der Höhe war, wird immer stiller und auch hinfalliger. Unser Nachbarskind Gisela (1½), das noch so viel Wärme und Pflege nötig hätte, weint immer häufiger. Man sieht es kaum noch lächeln.

Am 07.02. fahren wir immer noch in langen endlosen Trecks ohne ein bestimmtes Ziel. Es versuchen immer wieder Einzelne, mit ihren Wagen aus dem langen Treck auszuscheren, sie möchten schneller vorwärts kommen. Das geht nur so lange gut, bis ihnen ein Fahrzeug entgegenkommt. Sie müssen dann warten, bis es eine Lücke im Treck gibt und sie wieder einscheren können.

Es schneit und es ist milder dabei. Von dem Schneematsch bekommen wir alle nasse Schuhe und Strümpfe. Unsere Nachbarn fragen Vater, ob sich eine von uns Dreien auf ihren zweiten Wagen, der ohne Dach ist, setzten würde, da sie fürchten, bestohlen zu werden. Wir

sagen zu und so setze ich mich mit den nassen Beinen in eine Ecke des Wagens. An diesem Tag wird noch nicht mal zum Essen angehalten, die Wagen fahren wie in Panik sinnlos drauflos. Einige rutschen in den Graben und bleiben liegen. Immer wieder Wehrmachtsskolonnen, denen wir Platz machen müssen. Am Abend kommen wir schließlich wieder am Ausgangspunkt an. Ich steige mit steifen Beinen vom Wagen und habe noch einige Zeit damit zu tun. Zum Glück kommen wir abends in der warmen Küche eines Gutshofes unter, wenn hier auch alles total überfüllt ist. Überall die bange Frage, wie lange wir überhaupt noch den Russen entkommen können. Es kommen Soldaten, deren Einheiten völlig aufgerieben wurden, die unsere Befürchtungen bestätigen. Sie sind total deprimiert und sagen, sie hätte keine Möglichkeit, sich und uns zu verteidigen; in einigen Stunden wären die Russen da. Dieses Mal hat es auch keinen Zweck wie in Landsberg am 2. Februar wegzufahren, dafür ist die Lage zu verworren. Wir können nur abwarten und beten.

Am anderen Morgen, es ist wie ein Wunder, ist noch alles beim alten. Wir schöpfen neue Hoffnung, wenn wir auch dauernd das Schießen von der nahen Front hören, daran haben wir uns schon gewöhnt.

Inzwischen ist es wieder kalt geworden, es schneit fast pausenlos und es weht dabei ein eisiger Wind. Wir frieren alle sehr, besonders unser Opa und das Baby unserer Nachbarn. Als wir gegen Abend Quartier beziehen wollen, ist alles hoffnungslos überfüllt. Es hilft

nichts, wir müssen weiter, trotz Schneesturm und Kälte, bis wir eine Unterkunft finden. Wir sehen völlig unkenntlich aus vom Rauhreif, auch unsere Pferde. Endlich kommen wir auf eine kleine Anhöhe, mit einem kleinen Haus, einem Stall sowie einer Scheune. Wir kommen im warmen Stall neben einer Bucht mit Schafen unter und sind noch sehr dankbar dafür. Für die Pferde findet sich auch noch Platz im Stall. Als sich Vater mit den Nachbarn auf Futtersuche begibt, sieht er unseren früheren Polen Stadek, den wir im Herbst '44 zum Gräben schippen abgeben mußten. Er ist inzwischen einer anderen Familie zugeteilt worden und schon etwas früher hier eingetroffen. „Ich hier schon Bescheid wissen“, sagt er und hilft Vater beim Versorgen der Pferde. Er fragt Mutter, ob er wieder zu uns zurück könnte, aber das geht leider nicht mehr, da wir nur noch einen Wagen besitzen. An die Verwirklichung eines polnischen Staates hat er noch nicht gedacht. Er ist noch genauso deutschfreundlich eingestellt wie früher.

Am nächsten Tag fahren wir in Richtung Heiligenbeil. Papa und unser Nachbar haben sich umgehört und erfahren, daß die Möglichkeit besteht, vom Seehafen Pillau aus per Schiff rauszukommen. Allerdings nur mit Handgepäck; die Pferde und Wagen müssen dann stehenbleiben. Jedoch am selben Tage noch sehen wir Leute, die von dort zurückkommen, es soll alles total überfüllt sein und hätte keinen Zweck, auf einen Schiffsplatz zu warten.

Als zweite Möglichkeit aus dem Kessel rauszukommen, wäre das Eis des Frischen Haffs, da wären wir relativ sicher

vor Landangriffen und könnten vom Eis aus auf die Nehrung und über Danzig, Dirschauer Brücke nach Pommern gelangen. Opa bekommt inzwischen Fieber und fantasiert: „Bringt mich in mein Zimmer und heizt mir den Ofen an“. Das wiederholt er immer wieder. Er nimmt kaum noch etwas zu sich; ärztliche Hilfe für ihn ist leider nicht in Sicht. Wir haben ihn auf dem Wagen weich gebettet und besorgen bei der N.S.V., die uns nach längerer Pause wieder versorgt, für ihn heißen Tee, er hat dauernd trockene Lippen.

Inzwischen sind wir von Heiligenbeil nach Rosenberg gefahren, vor uns die große Eisfläche des Frischen Haffs. Die große Kälte, durch die unsere Flucht noch beschwerlicher wurde, hatte also auch ihr Gutes. Bei normaler Kälte hätte das Haff gar nicht zufrieren können und wir hätten außer dem Seehafen Pillau keine Möglichkeit gehabt, aus dem Kessel herauszukommen.

Unsere Haffstraße ist mit Rampen, Stangen und Lampen versehen. Bevor wir auf das Eis dürfen, kommt ein Feldpolizist und kontrolliert unsere Wagen, bzw. er fragt, was wir an großen Gegenständen auf dem Wagen haben. Bei uns muß eine Nähmaschine in Leichtbauweise mit einem Holzgestell runter vom Wagen. Da müssen wir ganz vorsichtig vorgehen, weil Opa ja schwer krank auf dem Wagen liegt. Es wird ein Teil des Wagendaches angehoben, so bekommen wir sie raus und werfen sie zu den vielen Gegenständen, von denen sich die Leute trennen mußten. Wir sehen ja ein, daß das Eis nicht unnötig belastet werden darf. Ein gewisser Abstand bis zum nächsten

Fuhrwerk soll eingehalten werden. Am Anfang kommen wir gut voran. Es fällt uns allerdings auf, daß es stellenweise Löcher im Eis gibt. Sie sollen von Fliegerangriffen herkommen. Solange haben uns die feindlichen Flugzeuge verschont, jetzt müssen wir auch damit rechnen. Wir sind auch nachts auf dem Eis und kommen nur noch langsam voran. Wir müßten unbedingt etwas Warmes zu trinken haben für Opa. Er nimmt zwar kaum noch etwas wahr, trotzdem möchten wir noch etwas für ihn tun. Es tut uns so leid, daß er unter solch unwürdigen Umständen dahinsiechen muß, und wir nichts daran ändern können, wir sind dem militärischen Geschehen ja hilflos ausgesetzt. Am 13. Februar stirbt Opa, er ist ganz ruhig eingeschlafen. Wir befinden uns noch auf dem Eis des Frischen Haffs. In der warmen Mittagssonne fällt uns auf, daß das Eis an einigen Stellen brüchig wird von der Sonneneinstrahlung, aber im großen und ganzen scheint es bis auf die Bombenlöcher noch fest zu sein.

Ganz plötzlich kommen die gefürchteten Tiefflieger. Wir wissen nicht, wo wir in Deckung gehen könnten, wir sind diesen MG-Salven und Bombenangriffen schutzlos preisgegeben. Die Pferde scheuen und sind nur schwer zu halten. Ca. 200 Meter vor uns sind Bomben gefallen. Nach diesem kurzen, aber schweren Fliegerangriff fahren die Wagen vor uns wie in Panik, ohne den nötigen Abstand einzuhalten, los und geraten in die Bombenlöcher. Vor uns sinken neun Wagen in den Eistrichtern ein. Einige können sich mit den Wagen und Pferden aus dem Eis befreien, die

meisten Wagen versinken aber unter dem Eis. Von den Pferden ragen nur noch die Köpfe raus. Sie waren fest im Geschirr, mit der Wagendeichsel verbunden, daher war es kaum möglich zu helfen, obwohl wir es alle versucht haben. Dieser Vorgang, dieses schreckliche Unglück nach dem Fliegerangriff, ging in Sekundenschnelle vor sich. Die Menschen dieser neun Wagen konnten sich zum Glück retten, einige waren verletzt.

Unter diesen Umständen können wir die Fahrt auf dem Eis nicht fortsetzen, beim nächsten Fliegerangriff können wir dran sein. Wir wollen versuchen, ans Ufer zu kommen zur Frischen Nehrung, einem schmalen Landstreifen zwischen dem Frischen Haff und der Ostsee. Vielleicht können wir dort auch Opa beerdigen, der vor dem Fliegerangriff gestorben ist. Hier auf dem Eis könnten wir ihn nur hinlegen und zudecken, wie wir es so oft gesehen haben, es ist ein schon alltägliches Bild. Als wir unsere Fahrspur verlassen und in Richtung Nehrung fahren, stellt sich uns ein Feldgendarm in den Weg und verbietet uns, das Eis zu verlassen. Wir erklären ihm, daß wir einen toten Angehörigen auf dem Wagen haben und uns schon verhältnismäßig lang auf dem Eis befinden, wo vor uns so viele Wagen eingebrochen sind. Wir sind nur ca. 300 – 400 Meter vom Land entfernt. Unser Weg verläuft parallel zur Nehrung, jetzt müßten wir aber möglichst schnell runter vom Eis, schon der Frauen und Kinder wegen, die wieder etwas Warmes zu essen und trinken haben müßten. Alle unsere Argumente überzeugten den Mann nicht, er bleibt

unnachgiebig. Da erwacht in unserer Mutter die alte Courage. Sie entgegnet dem Feldgendarmen: „Mein Sohn hat einen viel höheren Dienstgrad als Sie, der hätte Verständnis für Leute in unserer Lage. Können Sie nicht mal eine Ausnahme machen?“ Da endlich läßt er uns in Richtung Nehrung weiterfahren. Hier kommen wir in den Ort Narmeln, er ist auch voller Flüchtlinge. Wir halten am Ortsrand etwas abseits der Straße an. Während sich die Männer unseres Trecks auf Pferdefuttersuche begeben, unsere Mädels sich mit den anderen nach Essen umsehen, schaufeln Frau W. und ich das Grab für unseren Großvater. Hier besteht der Boden aus Sand, dadurch ist es eine verhältnismäßige leichte Arbeit. Als wir wieder alle zusammen sind, hüllen unser Vater und Nachbarn unseren lieben Toten in ein Bettuch und senken ihn in die Erde. An die Beschaffung eines Sarges ist ja nicht zu denken. Am Kopfteil des Hügels wird ein schlichtes Holzkreuz mit Namen und Daten von Opa befestigt. Unser Nachbar Bewernik, Chorleiter in seiner Baptistengemeinde, würdigt das Leben Opas, dann beten wir alle zusammen für ihn.

Wir fahren anschließend sofort weiter auf dieser einzigen Hauptstraße, deren sandiger, angeschwemmter Boden mit einem Knüppeldamm befestigt wurde. Von beiden Seiten ist die Straße von Kiefern umgeben. Zur Nacht wird es wieder kälter und wir kommen in einen kleinen Ort. Außer den Fischerhäusern gibt es hier Häuser in leichter Bauart, die früher nur im Sommer von Urlaubern bewohnt wurden. Wir sehen, wie zwei Mütter weinend ihre erfrorenen

Babys in Wäschekörben an die Straße hinlegen und zudecken, ein trauriger und gewohnter Anblick.

Wir halten in diesem kleinen Ort an und versuchen Brot und Pferdefutter aufzutreiben. Nach längerem Anstehen erhalten wir Brot, das wir mit unseren Pferden teilen; etwas müssen sie ja schließlich bekommen, Pferdefutter ist hier auf der Frischen Nehrung Mangelware. Von der N.S.V. bekommt jede Familie ca. ein Pfund goldgelbes Butterschmalz. Um Brot zu sparen, rühren wir uns aus Roggenmehl, Zucker und Wasser einen Pfannkuchenteig. Wir brechen von den Kiefern, die hier am Straßenrand ganz niedrig sind, trockene Zweige ab, errichten eine kleine Feuerstelle und backen mit dem Butterschmalz in der Pfanne knusprige Pfannkuchen. Als wir ca. zwei Drittel des Teiges verbacken haben, setzt sich unsere Wagenkolonne in Bewegung. Zum Glück so langsam, daß wir vorlaufen können, noch einmal Feuer anmachen und den Teich bis auf einen kleinen Rest verbacken. Unsere Hände und Gesichter sind rauchgeschwärzt, doch das macht nichts; wir sind froh, daß es auch den Eltern nach längerer Zeit gut geschmeckt hat. Außerdem können wir unseren Brotvorrat strecken und den Pferden wieder etwas davon geben. Was wir schon insgeheim befürchtet haben, trifft nun ein. Die Flieger setzen ihre Angriffe auf die wehrlosen Flüchtlinge fort. Sie sind so schnell da, daß wir gerade noch so unter den Bäumen in Deckung gehen können. Neben mir liegt unter dem Baum ein Stück von einem Geschoß.

Am anderen Tag rattern die MG noch

unbarmherziger mit ihren Bordwaffen auf uns hinab. Als die Pferde plötzlich scheuen, gerät Edith vor einen Wagen und wird vom Wagenrad am Knöchel verletzt. Sie kann nicht mehr gehen und hat Schmerzen. Im nächsten Ort ist zufällig ein Arzt, der ihr einen Streckverband anlegt, sie muß jetzt auf dem Wagen liegenbleiben. Immer häufiger sehen wir am Straßenrand zerschossene Wagen mit toten Pferden, ab und zu steht auch noch ein herrenloses Pferd unverletzt dabei. Die Wagen sind zum Teil beladen, auch mit Pferdefutter, das hier gar nicht mehr zu bekommen ist, dafür dürfen wir aber nichts nehmen. Einmal werden wir wieder runterkommen von der Nehrung, dann gibt es auch wieder etwas für unsere braven Vierbeiner.

Auf Plakaten kann man lesen, daß den „Plünderern Tod durch Erhängen“ droht, wenn sie von einer zerschossenen Wagenladung auch nur etwas anrühren. Am Straßenrand sehen wir immer mehr tote Menschen zugedeckt liegen. Ob sie zu diesen von MG und Bomben getroffenen Wagen gehören oder zu den unzähligen Menschen, die zu Fuß, mit Hand-, Kinderwagen oder Schlitten erst das Eis überquerten und dann auf der Nehrungsstraße wie wir nach Westen gingen oder fuhren, wir wissen es nicht.

Als wir weiterfahren, fallen uns die Kiefern auf. Sie sehen wie abgebrochene Streichhölzer aus, ihrer Kronen beraubt, ein makabrer Anblick. Die Ursache soll nicht nur Windbruch sein, sondern auch Fliegerangriffe. Zum Glück lassen sie uns jetzt in Ruhe. Wir bekämen Edith gar nicht so schnell

oder jedenfalls nicht rechtzeitig vom Wagen runter, um in Deckung gehen zu können.

Nun kommen wir an dem einstmals so schönen Kurort Kahlberg vorbei. Auch hier sieht man die Spuren des Krieges.

Es ist Abend, da werden wir vor der Straße noch einmal auf das Eis geleitet oder beordert. Dieses Mal kommen wir wesentlich besser voran als das erste Mal. Wir fahren die ganze Nacht hindurch, ehe wir vor Stutthof rauskommen. Jetzt gelangen wir in die Danziger Niederung Richtung Dirschauer Brücke. Endlich sind wir dem Kessel entronnen und auf dem Weg in die Freiheit. Die Illusion am Beginn unserer Flucht, wenn die Russen zurückgeschlagen sind, können wir wieder zurück, haben wir längst nicht mehr. Wir sehen unsere Lage realistisch und wissen, daß der größte Teil Ostpreußens besetzt ist und sind froh, daß unsere Soldaten mit ihrem Einsatz es uns ermöglicht haben, hier rauszukommen.

In erster Linie bemühen wir uns um Pferdefutter, da wir seit über eine Woche kaum Heu hatten. Dann erst versuchen wir, bei der N.S.V. Essen für uns zu bekommen. Wie schafft es unsere Nachbarin nur, für Gisela genügend Windeln zur Verfügung zu haben? Nur selten besteht die Möglichkeit, etwas zu waschen und trocknen zu können. Sie selbst ist ja auch schwanger, es fällt ihr schon alles schwerer, aber zum Glück haben sie eine gute Ausländerin, die sich sehr einsetzt.

Die Flieger lassen uns jetzt in Ruhe, darüber sind wir sehr froh. Edith kann

immer noch nicht laufen, der Arzt hatte ja gleich gesagt, daß es länger dauern könnte.

Bei Stutthof sehen wir an einer Kreuzung Plünderer, die an den Bäumen aufgehängt wurden. Vorbei müssen wir hier, es ist kaum möglich, um diese Stelle einen Bogen zu machen. Die meisten von uns können so etwas Entsetzliches schlecht sehen.

Die Danziger Niederung nimmt uns auf mit ihren schönen Vorlaubenhäusern, deren Bewohner auch zum größten Teil geflüchtet sind. Hier kommen wir zur Nacht in einem Haus unter und können uns auch mal wieder waschen. Zu essen gibt es Fleisch und Obst aus Weckgläsern, wir brauchen dann nicht unterwegs anzuhalten. Es wird früh weitergefahren, wir dürfen keine Zeit verlieren. Nicht weit von Tiegenhof, ca. 10 – 15 km südlich davon, das wir als nächsten Ort passieren, soll ja auch der Russe sein. Es könnte sein, daß er mal versucht, durchzubrechen, aber wir kommen unbehelligt weiter.

Am 25.02. kommen wir über die mächtige Dirschauer Brücke. Danzig lassen wir rechts liegen. Von weitem kann man die großen Türme und Gebäude dieser Stadt erkennen. Wir kommen bei netten Leuten unter, die uns erzählen, daß die Stadt voller Flüchtlinge wäre, die auf einen Schiffsplatz warten. Die Polin von unseren Nachbarn Wil. verläßt uns hier. Sie will in ein Krankenhaus zur Entbindung.

Die Fahrt geht weiter über Zuckau nach Karthaus. Das erste Quartier im früheren Korridorgebiet, das 1918 bis 1939 zu Polen gehörte, war auch dement-sprechend. Wir sind froh, wieder von

dort wegzukommen. Irgendwie war es uns unheimlich.

Es ist nicht kalt, aber sehr windig. Dem Nachbarskind geht es gesundheitlich nicht besonders, es weint während der ganzen Fahrt. Edith geht es mit ihrem Bein noch nicht so, daß sie allein gehen könnte. Wir kommen jetzt zügig voran. Auf einer guten Rollbahn gelangen wir über Strobelsdorf nach Groß Boschbols, Pommern.

Am 06.03. übernachteten wir im Bahnhof und im Nebengebäude. Unsere Zuchtstute Jenny hat verfohlt, das Fohlen ist tot. Eigentlich war erst Ende April oder Anfang Mai die Zeit für ihr viertes Fohlen. Wir bleiben einen Tag länger hier, damit sie sich etwas erholen kann.

Inzwischen wird ein Fahrverbot erlassen, das ist ein schlechtes Zeichen. Wir wagen nicht daran zu denken, daß die Russen auch hier in Pommern versuchen könnten, uns den Weg nach Westen abzuschneiden. Das kann doch nicht sein, daß die Angst, die Not und das Elend wieder beginnen werden. Vielleicht kann unsere Wehrmacht den Durchbruch verhindern.

Da wir nicht weiterfahren dürfen, geben wir unser ungemütliches kaltes Quartier am Bahnhof auf und kommen in einem leerstehenden Haus unter. Es ist Holz vorhanden, wir können den Herd einheizen, Speck auslassen und so weiter. Am anderen Tag geht es noch nicht weiter, da waschen wir uns die Haare und können sie neben dem warmen Herd trocknen. Am Bahnhof können wir uns Essen, einen Erbseneintopf, holen. Im Ort zieht sich immer mehr Militär zusammen, die Lage ist beunruhigend.

Am Donnerstag, den 08.03. kommen die ersten Flüchtlinge zurück von Lauenburg/Pommern, d. h. den Russen ist der Durchbruch gelungen, wir müssen wieder zurück in Richtung Osten nach Gotenhafen oder Danzig. Wir stehen nachts auf, spannen unsere Pferde an und reihen uns in die Kolonne ein. In Gossenthin schimpft der Amtskommissar auf die Pommern, daß sie ihm so viele Leute schicken.

Wir kommen schließlich in der Schule und die Pferde in der Ziegelei unter. Wieder sind die Straßen nur für das zurückflutende Militär freigegeben. Nach zwei Tagen verpflegt uns die N.S.V. nicht mehr. Nach langem Warten erhalten wir Lebensmittelkarten, die uns jedoch nichts nützen, da wir gegen Mittag plötzlich losfahren dürfen. Der Landweg, der hügelig ist, macht den Pferden zu schaffen, die Räder mahlen im feuchten Sand, dabei ist es naß und unfreundlich. Auf der Straße, die durch den Wald nach Neustadt führt, sind drei Reihen Wagen aufgefahren, wir kommen nachts nur langsam vorwärts.

Morgens um 7 Uhr treffen wir in Neustadt ein. Auch hier ist das Schießen der Artillerie und der MG genauso laut zu hören wie im Wald. In der Stadt kommen wir kaum weiter, alle Straßen sind verstopft, daher fahren wir auf den Hof einer Mädchenschule, um uns auszu-ruhen. Wegen Arie-Beschuß und Fliegerangriffen müssen wir oft in den Luftschutzkeller zusammen mit anderen Flüchtlingen, Volksdeutschen und Polen. Der Direktor der Schule spricht mit uns und rät uns dringend, hierzu-bleiben, wir würden nicht mehr rauskommen. Auf dem Hof bemerken wir

drei Männer mit Pelzmützen, die um unsere Wagen schleichen und erfahren von einer Volksdeutschen, daß sie es auf uns abgesehen hätten. Als die Luft wieder rein ist bzw. wir uns unbeobachtet fühlen, packen Christel und Edith ihre neuen Kostüme als Handgepäck. Ich hole aus der Kleiderkiste drei Kleider und einige Jacken und ziehe sie übereinander. Es ist schwierig, da wir dann doch beobachtet werden.

Der Geschützdonner und das MG-Rattern nimmt immer mehr zu. Wir finden uns nicht damit ab, zu warten, bis die Russen kommen und beschließen mit den Familien B. und Wil. zu versuchen, hier rauszukommen. Die Straßen sind wie leergefegt. Wir beraten uns unauffällig mit unseren Nachbarn, ob wir einen Aufbruch wagen können mit unseren Pferden, die trotz der Strapazen und des knappen Futters noch verhältnismäßig kräftig sind. Die anderen Flüchtlinge bleiben dort, sie ergeben sich in ihr Schicksal.

Die Zeit drängt, wir steigen auf unsere Wagen und fahren vom Hof der Mädchenschule auf die Hauptstraße. Es ist gerade, als wenn verhindert werden sollte, daß wir die Stadt verlassen, pausenlos hören wir das Schießen ganz dicht neben unseren Wagen. Auf den Höhen rings um die Stadt sind Artilleriestellungen der Russen postiert. In den Häusern sehen wir die Waffen-SS, die sich zur Verteidigung der Stadt eingerichtet hat. Wir müssen die Pferde sehr antreiben, was wir sonst nie machen. Das war wirklich die allerletzte Gelegenheit, um hier rauszukommen.

Ca. 3 km hinter der Stadt ist die Straße total verstopft mit Flüchtlingen und Wehrmacht. In der Nacht wird die HKL in der Richtung, in der wir uns befinden, gebildet. Es sieht schlecht für uns aus. Wir glauben nicht mehr, aus dem Frontgebiet rauszukommen. Neustadt hinter uns brennt. Morgens kommen wir durch Rheda, vor uns liegt Rahmel. Durch die Ari der Russen gehen links und rechts einige Gebäude in die Luft.

Nach Gotenhafen

11.03., es wird etwas ruhiger, vielleicht ist der Russe zurückgedrängt worden, daher legen wir alle unser Handgepäck wieder auf den Wagen. Doch die Lage wird plötzlich sehr kritisch. Viele Landser lassen ihre Fahrzeuge stehen, reißen sich die Achselklappen von der Uniform und laufen. Wir fahren an den Straßenrand und wollen unser Handgepäck vom Wagen holen, da kommt ein Unteroffizier und treibt uns einfach weg, unser Nachbar will wenigstens für das Kind ein Kissen vom Wagen runterholen und wir auch zumindest unsere Papiere, es liegt doch alles vorne drauf – wir können es nicht mehr, auch nicht unsere Pferde losmachen vom Wagen. Wir packen Edith, da sie noch nicht gut laufen kann, von beiden Seiten unter den Arm und laufen mit den anderen Richtung Gotenhafen.

Zwischendurch Einschläge von Artillerie. Für eine Zeitlang setzen wir Edith auf einen Pritschenwagen, der fährt auch nicht schneller, als wir gehen. Erst denken wir, das kann doch nicht wahr sein, daß wir noch nicht einmal das Handgepäck gerettet haben, wir müssen nochmal zurück. Doch daran ist

nicht zu denken, wir befinden uns mitten im Strom der Flüchtlinge und der Wehrmacht, die mit angsterfüllten Gesichtern alle dem Kessel Gotenhafen zugetrieben werden. Es ist noch ein langer Weg bis dahin, allmählich werden wir abgestumpft und apathisch und kommen schließlich völlig erschöpft und müde in Gotenhafen an. Während der letzten Nächte sind wir ja durchgefahen und kamen nicht zum Schlafen und kaum zum Essen.

Nachdem wir nunmehr völlig mittellos in Gotenhafen angekommen sind, werden wir in der von Flüchtlingen total übervölkerten Stadt gleich vorn am Stadtrand im Keller des Arbeitsamtes untergebracht, einem Raum ohne Fenster. Auf dem Steinfußboden haben wir unsere Decken, die wir noch mitbekommen haben, zum Schlafen ausgebreitet. Wir haben keine Kanne mehr, um uns Getränke zu holen. Christel, Edith und ich gehen daher in die Stadt und bitten bei hiesigen Leuten um eine Kanne – mit Erfolg. Das Essen besteht meistens aus Steckrüben und Graupen, öfter bleiben wir auch ohne Mittagessen und leiden Hunger.

Wir denken nach und sprechen mit unseren Nachbarn von dem Moment, als wir unsere Wagen stehenlassen mußten, wir können uns einfach nicht damit abfinden, so bettelarm zu sein. Als wir erfahren, daß die Russen zurückgeschlagen sind, beschließen wir am 14.03. zu unseren Wagen zu gelangen. Frau W., Herr B., eine Ausländerin und ich versuchen es. Wir kommen leider nicht mehr bis Rameln, wo unsere Wagen stehen, aber in dem Ort davor stehen auch viele Wagen, die

ihre Besitzer ebenso verlassen mußten wie wir.

Hier befindet sich auch der äußerste Gefechtsposten, die sagen, daß jeden Moment ein Angriff der Russen erfolgen könnte, und wir sollten schleunigst verschwinden. Unser Nachbar fragt, ob er nicht ein Federkissen von einem der vollbeladenen Wagen haben könnte.

„Ja, morgen kassiert der Russe sowieso alles“, sagt der Offizier. Als die Soldaten sehen, daß ich mir nichts zu nehmen wage, bekomme ich einen Koffer in die Hand gedrückt und einen hellen Staubmantel, der über einer Deichsel hängt. Auch Frau W. und Lena bekommen etwas. In großer Eile begeben wir uns auf den Heimweg, weil wir schon dauernd Schießen hören. Ein LKW-Fahrer hält an und nimmt uns mit. Nach einigen hundert Metern müssen wir alle runter vom LKW und in Deckung gehen, ein schwerer Angriff der Russen erfolgt wie von einer Stalinorgel, wir glauben, jetzt ist alles zu Ende und sind voller Angst. Nach einiger Zeit kommen wir zum Teil mit LKW, zum Teil zu Fuß wieder in unsere Kellerunterkunft, wo sich unsere Angehörigen schon Gedanken um uns machen. In dem Koffer befanden sich einige Kleider, etwas Bettund Unterwäsche. Leider war kein Name im Koffer zu finden.

Wir sehen in einiger Entfernung von uns, wie tote Soldaten von der nahen Front abgeladen werden. Der Kessel G. ist weiter schwer umkämpft. In der Stadt treffen wir Erna mit Ingrid und Helgard, sie sind bereits seit zwei Wochen hier und warten auf ein Schiff. Sie haben ihr wichtigstes Handgepäck auf dem Schlitten retten können. Beim

nächsten Gang in die Stadt treffe ich eine frühere Grundschullehrerin, die schon mal auf einem Schiff war und aus den eisigen Fluten gerettet wurde. Sie sagt, wir sollten nicht auf ein Schiff gehen. Ob sie eine andere Lösung hätte, frage ich sie, aber etwas anderes weiß sie auch nicht. Mit dem Schiff rauszukommen, ist der letzte Ausweg, wenn auch mit vielen Gefahren verbunden.

Jetzt beginnen auch die Flugzeugangriffe wieder, wie wir sie ja schon auf dem Haff und der Nehring erlebt haben. Aber man kann nicht immer in der stickigen Kellerluft sein und das schlechte Essen bekommt uns auch nicht. Die Eltern haben eine ungesunde Gesichtsfarbe, besonders Vaters Gesundheitszustand gefällt uns nicht. Von der Flüchtlingsbehörde kommen Leute und sagen, daß Familien mit kleinen Kindern sofort zum Hafenbecken kommen sollen, da heißt es, von unseren lieben Nachbarn und Weggefährten Abschied nehmen. Wahrscheinlich kommen sie nach Dänemark.

Bei Bekannten schießen die Flieger in die Fenster hinein. Wir müssen uns in die hinterste Ecke verkriechen, in Deckung gehen und haben Glück, nicht getroffen zu werden. Man kann kaum noch riskieren, rauszugehen. Wir hören die nahe Front und sehen oft, wie in ca. 200 m Entfernung Wagen mit toten Soldaten ankommen und abgeladen werden. Hoffentlich kommen wir noch rechtzeitig raus aus dem Kessel!

Nachdem die Lage im Kessel immer bedrohlicher wird, die Front immer näher kommt, die Flugzeugangriffe zunehmen und wir an manchen Tagen

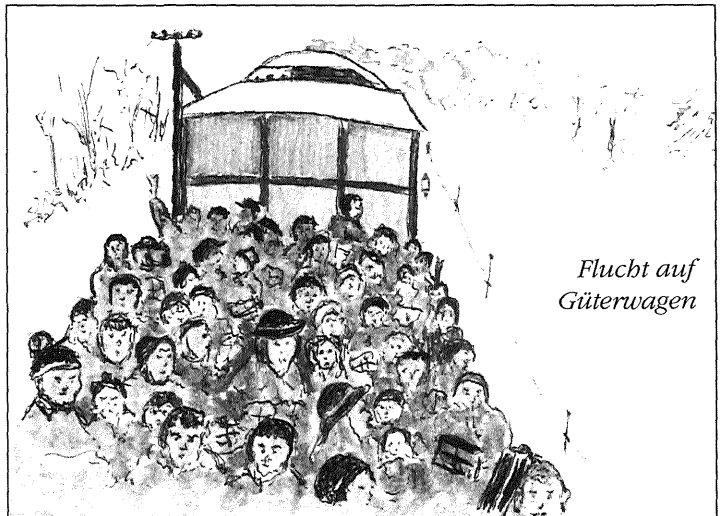
fast kein Essen erhalten, kommt ein Mann von der Flüchtlingsbehörde und sagt: „Alles schnell zum Hafenbecken 4!“ Wir brechen sofort auf. Unterwegs erfolgen auch Fliegerangriffe, wir müssen jedesmal in Deckung gehen. Neben dem Bürgersteig gibt es Deckungslöcher. Wir müssen Papa immer helfen, aus so einem Loch herauszukommen, so schwach ist er. Als wir nun endlich das Hafenbecken 4 erreicht haben, sehen wir einen großen Kohlefrachter, die „Albert Jansen“, die uns aufnehmen soll. Aber es ist alles schwarz voller Menschen. Wir fünf fassen uns an den Händen, um uns in dem großen Gedränge nicht zu verlieren und mit viel Glück kommen wir auf das Schiff, doch längst nicht alle Leute kommen mit, dann legt das Schiff ab. Wo wir eben noch gestanden haben, gibt es große Aufregung und einen Tumult unter den noch wartenden Flüchtlingen. Eine große Gruppe Zuchthäusler erscheint dort plötzlich und sie verlangen, daß das Schiff sie auch mitnimmt. Zum Glück hatte sich unser Schiff bereits in Fahrt gesetzt. Hoffentlich fand sich noch ein Schiff für die noch wartenden Leute.

21.03., auf dem Schiff liegen wir im Unterdeck so dicht wie die Herin-

ge. Es befinden sich etwa 2.000 Menschen an Bord. Wer etwas zu trinken haben will, muß sich anstellen. Das Wetter ist wunderbar während unserer unfreiwilligen Schiffsreise, wir haben ruhige See. Zum Glück fährt ein Minensuchboot im Geleit, denn vor unserem Schiff mußte auch eine Mine geräumt werden.

24.03., nach 3½ Tagen kommen wir in Wernemünde an und sind endlich in Sicherheit. In Wernemünde gibt es etwas Warmes zu essen und zu trinken, dann fahren wir mit der Bahn nach Hamburg-Harburg und von dort weiter nach Stade. Hier stehen Busse, mit denen wir an das vorläufige Ziel unserer Flucht ankommen. Der Ort ist schon überfüllt, so werden wir zunächst in der Reithalle untergebracht.

Schließlich landen wir in Freiburg an der Elbe in einem winzigen Fischerhäuschen, das für die ersten Jahre unseres Flüchtlingsdaseins unsere neue Heimat werden soll.



*Flucht auf
Güterwagen*

Bericht von Ilse Dauter verw. Schmidt
geb. Hentsch

Fluchtbericht!

Klinthenen Kreis Gerdaunen/Ostpreußen
nach
Vechta/Oldenburg in Oldenburg

Beginn: 24. Januar 1945 in Klinthenen
Ende: 22. März 1945 in Vechta

Davon:

- 5 Wochen Flucht auf unserem Treckwagen
- 1 Woche Aufenthalt vor der pommer-
schen Grenze
- 1 Woche Flucht wieder ostwärts mit
Militärfahrzeugen
- 1 Woche Flucht per Schiff und Eisen-
bahn.

Als Ehefrau und Erbhofbäuerin des Erb-
hofbauern Karl, Fritz Schmidt/Klinthe-
nen, zu damaliger Zeit in der 4. Armee
im Raum Heiligenbeil kämpfend – dort
in den Märztagen 1945 gefallen führte
ich im Dorftreck drei Wagen, einen
Schlitten und neun Pferde mit (s. l.).

Auf dem ersten Wagen – zuerst vier-
spännig gefahren:

Ilse Schmidt geb. Hentsch	23½ Jahre alt
Herbert Schmidt	1¼ Jahre alt
Minna Schmidt geb. Schulz	64½ Jahre alt
Deputantenfrau	
Karoline Grunwald	etwa 60 Jahre alt
Landwirtschaftslehrling	
Kurt Pauketat	16 Jahre alt
Geistig behinderter Viehfütterer	
Franz Frankowiak	45 Jahre alt
ein Franzose (Kriegsgefangener)	

Auf dem 2. und 3. Wagen fuhren unse-
re Freiarbeiterfamilien.

24. Januar 1945:

Fluchtbeginn gegen 18 Uhr – ohne
Treckbefehl –. Die Wagen sammelten
sich auf der Dorfstraße Richtung
Altendorf (s. l.). In Altendorf die
Chaussee Nordenburg/Gerdaunen über-
quert – Richtung Posegnick – Laggar-
ben –.

25. Januar 1945:

Dietrichsdorf – Honigbaum – Schip-
penbeil – Bartenstein Unsere mitge-
nommenen Vorräte z. T. des Frostes
wegen ungenießbar. Herbert lutschte
an kleinen Wurststücken und Gänse-
keulen. Die Großmutter fütterte ihn
auch späterhin nach Vogelart. So
entging Herbert der so gefürchte-
ten Durchfallerkrankung der Klein-
kinder.

26. Januar 1945:

In der Kaserne in Bartenstein aufgehal-
ten worden, da die Kämpfe im nord-
westlichen Gebiet unübersichtlich
waren. Wir wichen nach Pentlack aus.

27. Januar 1945:

Bei Pentlack unseren Schlitten in den
Graben gekippt, da er den Wagen stark
behinderte. Wieder nach Bartenstein.

28./29. Januar 1945:

In Bartenstein – in einem Haus gleich
rechts vom Tor –. Mitglieder unseres
Trecks blieben einer fehlenden Stute
wegen in Bartenstein zurück – gerieten
unter den Russeneinfall –.

30. Januar 1945:

Beim Sammeln auf dem Bartensteiner
Marktplatz beschloß uns russische Artil-

lerie. Auch Wagen unseres Trecks hatten Verluste. Eine plötzliche Öffnung der Lebensmitteldepos hatte ein zusätzliches Durcheinander verursacht.

31. Januar/1./2. Februar 1945:

Nach Spittehen: In Spittehen war 1914 (1. Weltkrieg) das Ende der damaligen Flucht meiner Schwiegereltern Karl Schmidt und seiner Familie. Von dort aus mußte mein Mann – damals acht Jahre alt – die mitgeführten Kühe nach Klinthenen zurücktreiben. 1945 fiel es meiner Schwiegermutter schwer, von hier aus weiter ins Ungewisse zu trecken.

3. Februar 1945:

Spittehen – Albrechtsdorf – Eichhorn – : Die mitziehenden Franzosen unseres Dorfes verließen den Treck, als sie auf der prallelaufenden Straße russisches Infanteriefeuer aufblitzen sahen. Nur dem energischen Drängen eines der letzten deutschen Soldaten gelang es, uns zur Weiterfahrt anzutreiben.

4. Februar 1945:

Groß-Peisten: Auf meinem völlig überladenen Wagen (Pökelfaß mit Lake und Schwein auf der Hinterachse), brach der Wagenbaum. Ich war der letzte Wagen im Treck, fuhr fast immer selbst. Das vierte Pferd wurde abgegeben – ich fuhr zweispännig mit einem angebundenen Ersatzpferd –. Durch den Aufenthalt und durch die nötige Pause für unsere Kleinkinder blieben wir bis 06.02. in Groß-Peisten und entgingen so einem russischen Einbruchversuch in unsere Treckstraße.

6. Februar 1945:

Kanditten – Rositten: Durch das oft nur wenig Kilometer-Vorwärtskommen am Tage konnten wir mit unserem mitgeführten Sauerteig Brot backen. Das Abbacken gelang innerhalb zweier Stunden gut in den am Wege liegenden und gut geheizten Öfen der Häuser.

Bis 12. Februar 1945:

Richtung Braunsberg: In Braunsberg fanden wir eine fast geräumte Stadt vor – offene, geplünderte Läden – starker Beschuß ließ uns so schnell wie möglich Richtung Alt-Passarge fahren.

13./14. Februar 1945:

Wartezeit zur Fahrt über das Haffeis in einer Scheune.

16./19. Februar 1945:

Auffahrt auf das Eis – Mein Warmblutpferd „Meta“ (21 Jahre) zog nicht an. Jetzt half mir mein mitgeführtes zweites Kaltblutpferd. Dieses Gespann konnte ich auch bei Beschuß halten und lenken. Da ich Kind und Schwiegermutter auf dem Wagen hatte, fuhr ich denselben vom Bock aus und nicht im Nebengeraden. Letzteres ist sehr vielen Treckwagenlenkern zum Verhängnis geworden. Ursprüngliches Ziel unseres Trecks war Kahlberg. Da wir aber schon am ersten Tage von den Fliegern beschossen wurden – Verletzte hatten, fuhren wir westlich von Kahlberg auf die Nehrung. Unser Treck trennte sich. Mit mir fuhren mehrere Wagen nachts Richtung Stutthof. Am Tage lagerten wir auf der Nehrung. Die übrigen Treckwagen versuchten auf der Nehrungsstraße westwärts voranzukommen.

Als wir am *20.02.1945* bei Stutthof das Eis verlassen konnten, beteten wir laut ein Dankgebet. Über uns wehte an der Landauffahrsstelle ein Transparent: „Die Heimat sagt auf Wiedersehen“ Angeblich auf Anordnung des Gauleiters Erich Koch für uns dort angebracht.

21. Februar 1945:

Tiegenort – Unklarheit über die Richtung der Weiterfahrt wurde durch die Meldung beendet. Die Weichselbrücke in Dirschau wird gesprengt.

22./22. Februar 1945:

Nachts nach Dirschau – Pferde zogen nur an, wenn der Kontakt zum Rauhfutter des Pferdefuhrwerkes davor hergestellt war.

24./25. Februar 1945:

In Praust: Meine Schwiegermutter sollte laut Anweisung eines Militärarztes in ein Krankenhaus. Sie weigerte sich aber, uns zu verlassen. So fuhr sie von nun an liegend im Wagen.

26./27. Februar 1945:

Emaus – Karthaus – Sierke – Goebeln (Goblino): Die restlichen Treckwagen fuhren in Richtung Lauenburg weiter. Ich blieb mit unserem Wagen bis 2. März in diesem Dorf.

2. März 1945:

Erneute Flucht – aber wieder ostwärts: Die Russen sollten uns von Büto kommend überrollen – Deutsches Militär kam nach Goebeln – trieb uns heraus, bis Sierke versuchte ich, unseren Wagen zu fahren. Unter dem hinter mir

aufblitzenden russischen Mündungsfeuer entschloß ich mich in Minuten, meinen Wagen stehenzulassen, riß Kind und Schwiegermutter vom Wagen. Wir fuhren auf den Knien der deutschen Soldaten liegend im Mannschaftswagen des deutschen Geschützes, das in Kampfstellung fuhr. Nach Verlassen desselben fuhren wir in drei Tagen durch die neugebildete Abwehrfront nach Gotenhafen – unter ständigem Beschuß.

7. – 14. März 1945:

In einer Baracke in Gotenhafen: Als Mutter eines Kleinkindes hatte ich Anspruch auf eine Unterkunft und Schiffskarten.

14. – 18. März 1945:

Mit einem Vorpostenboot eines Geleitzuges nach Swinemünde: Während dieser Zeit verloren wir ein großes Schiff. In Swinemünde kein Landgang, da die Leichen des letzten Luftangriffes noch die Hafenbeckenanlage bedeckten. Sofortiges Übersteigen auf den Haffdampfer Richtung Ueckermünde.

19. bis etwa 23. März 1945:

Eisenbahnfahrt: Ueckermünde – Greifswald – Stralsund – Rostock Lübeck – Hamburg – Bremen – Vechta Zug war etwa 1 km lang – wurde unterwegs mehrfach umrängiert. Da wir keinerlei Lebensmittel besaßen – keine Lebensmittelmarken bekamen – „Selbstversorger“ in Ostpreußen – wäre ohne die Mithilfe der Reisenden mein Sohn Herbert verhungert. Die Rote-Kreuz-Versorgung war nicht ausreichend und klappte auf keinem Bahnhof.

Etwa 24. März 1945:

Ankunft in Vechta – Endstation des Zuges N.S.V.-Helferinnen bemühten sich liebevoll um uns – meine Schwiegermutter wurde auf einer Trage vom

Bahnhof zum Gasthof „Schäfers Saal“ getragen. Leider war es in dem Strohlager nicht zu vermeiden gewesen, sich mit Ungeziefer zu infizieren.

*Aufzeichnung über die Vertreibung und Flucht
der Frau Frida Lewin aus Schönlinde/Jodeglienen, Kreis Gerdauen,
durch mündliche Überlieferung
an Sohn Kuno Lewin, Seeweg 9, 3162 Uetze*

Bereits vor Weihnachten 1944 war das dumpfe Rumoren der Artillerie zu hören, wurde aber über einen Gegen-schlag unserer Streitkräfte herunterge-spielt und bekam durch die Eva-kuierung meiner Tochter mit den zwei Kindern und einer weiteren Familie aus Insterburg einen ersten bedrohlichen Anfang.

Das Weihnachtsfest wurde in der Großfamilie mit vorüberziehenden Sol-daten noch in alter Tradition begangen, aber es kam keine Stimmung mehr auf und die Nachrichten überschlugen sich. Als dann der Auswurf von Panzergräben direkt hinter unserem Gehöft mit allen verfügbaren Kräften begann und unser Bürgermeister auf eine Eva-kuierung als möglich hinwies, wurde Geschirr, Porzellan und vieles andere vorsorglich in Kisten und Körben ver-graben. In mir wurde jetzt die Erinne-rung an den ersten Weltkrieg wach, als ich Hals über Kopf fliehen mußte und kurze Zeit in Danzig war.

Mit meiner Tochter und Anhang aus Insterburg habe ich Vorbereitungen getroffen, denn meine Söhne waren auf verschiedenen Kriegsschauplätzen, mein Mann 1942 und die Tante mit 96 Jahren 1944 verstorben. Zwei Leiterwa-gen ließ ich herrichten, denn das Januarwetter war für Schlittenfahrten nicht geeignet und wir wollten uns auf ein paar Wochen einrichten, um unab-hängig zu sein. Der Aufbruch kam dann doch noch ziemlich überraschend und innerhalb drei Stunden mußten alle am Sammelplatz sein. Die zwei Wagen waren voll beladen mit Lebensmitteln, Hausrat, Bettzeug usw. darüber Plane gezogen, um alles bei Wetterum-schwung zu schützen. Auch unsere drei polnischen Aushilfskräfte waren willig dabei, vielleicht auch mit bestimmter Absicht, denn sie wußten über das Kriegsgeschehen besser Bescheid als wir.

Der Abmarsch ging zunächst in süd-westlicher Richtung reibungslos, aber

bereits nach Stunden waren manche Wege so verstopft, daß über Feldwege gefahren werden mußte. Wir hatten Not, unsere beiden Gespanne zusammenzuhalten, denn es waren fremde Wagen dazwischengekommen und unsere beiden polnischen Fahrer hatten unter Leitung meiner Tochter und mir die Zügel fest in der Hand. Aber schon am nächsten Tag, nach einer kurzen Ruhepause und Fütterung der Pferde, wurde Alarm geschlagen. Der Russe war durchgebrochen. Die russischen Soldaten verlangten Eßbares, das sie dann hinunterschlangen. Daraus konnte man ersehen, daß sie seit Tagen nichts oder wenig zu essen bekommen hatten. Dies war unser Glück, sonst hätten sie sich wohl mit den jungen Frauen und Mädchen eher eingelassen, aber dazu kam es nicht, denn nach ein paar Stunden waren unsere Soldaten wieder da und haben diesen Vortrupp zurückgeschlagen.

Aber die Aufregung war groß genug und auch manches passierte, was sich später herausstellte. Jedoch waren wir durch einen unserer Polen beschützt worden, der genügend russisch sprechen konnte und somit deren Wünsche nach Verpflegung sofort nachkam. Danach ging unsere Flucht direkt auf das Frische Haff zu, um auf der Nehrung nach Pillau zu kommen, denn der weitere Landweg wäre abgeschnitten. Hier war aber auch alles verstopft und unsere beiden Wagen verloren sich aus den Augen und fanden sich nicht wieder, was die Situation noch mehr belastete.

Am Frischen Haff angelangt, mußte zwangsläufig eine Ruhepause eingelegt

werden. Mit den anderen Insterburgern von unserem Wagen suchten wir einen Schuppen auf, um uns ein wenig aufzuwärmen. Als jemand mal nach draußen mußte, war unser Wagen mit den beiden Polen „über alle Berge“. Ein paar Sachen hatten sie uns heruntergeworfen. Das gleiche Schicksal war auch meiner Tochter mit den zwei Kindern und Anhang passiert. Diese habe ich erst nach mehreren Jahren durch den Suchdienst wiedergefunden.

Von den vielen Luftangriffen, die so manchen Flüchtling niederstreckten, will ich nicht weiter berichten, denn erst jetzt über das brüchige Eis des Frischen Haffes begann der eigentliche Leidensweg. Ich selbst wäre fast ein Opfer gewesen. Ich konnte beim Einbruch eines Pferdeschlittens direkt vor dem Eislochrand noch zurückweichen. Wir mußten nun zu Fuß über das Haff und hingen uns streckenweise mit unseren Rodelschlitten an andere Schlitten oder Fuhrwerke an. Aber immer wieder wurden wir durch die vielen Tiefflieger daran gehindert, denn gerade bei Ansammlungen waren sie schnell zur Stelle. Wie viele Landsleute hier durch Eiseinbrüche und Flieger ums Leben kamen, ist nicht zu ermesen. Als wir schließlich die Nehrung erreichten, glaubten wir sicher zu sein, aber der Luftterror ging weiter und hat auch dort noch manches Opfer gefunden. Auf einem Lastwagen der Wehrmacht, der uns als völlig Erschöpfte aufnahm, sind wir zum Gotenhafener Hafen gekommen und wären fast auf der Gustloff gelandet, die gerade am Hafen abfuhr. Wir fanden auf einem kleinen Frachtschiff Platz, wo praktisch

einer auf dem anderen saß und lag, welches nach Danzig auslaufen sollte. Viele Bombardements und Treibminen hat dieses kleine Boot überstanden, konnte aber durch den Minengürtel vor Gotenhafen und Danzig nicht hindurch und so ging die Odyssee mit Maschinengewehrsalven weiter, wobei es nochmals einige Tote und Verwundete gab.

In Stettin kamen wir endlich an Land und in Ermangelung anderer Verkehrsmittel, wurden wir in Viehwagen verladen, was uns aber nach den bisherigen Strapazen recht bequem vorkam. Was mir am meisten zu schaffen machte, waren meine Füße und Beine, die unterwegs bis zum Knie angefroren

und zum Teil erfroren waren. Meine Insterburger Leidensgenossen halfen mir, so gut sie konnten. Wir erreichten einen Abstellbahnhof in der Nähe von Hannover, was unser Ziel sein sollte. Von dort wurden wir auf die umliegenden Dörfer verteilt und bei einem Bauern fand ich eine einstweilige Bleibe und wurde bis zur Entlassung meines ältesten Sohnes von der Bauersfrau und den Insterburgern im Nachbarhaus betreut. Aber auch andere Ortseinwohner nahmen sich meiner an und so durfte ich trotz einer schweren Operation doch noch das zweiundachtzigste Lebensjahr zuletzt im Neubau meines Sohnes mit Schwiegertochter und Enkelsohn erleben.

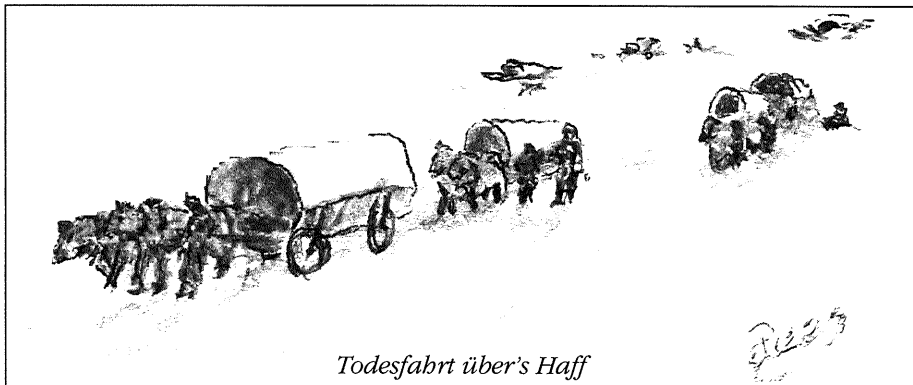
Die Flucht – Dänemark erreicht

Bericht von Else Briese

Mein Fluchtweg 1945 von
Löwenstein/Ostpreußen nach
Kopenhagen/Dänemark

- 26.01. Um 7 Uhr Aufbruch in Löwenstein über Romsdorf, Schippenbeil, Wöterkeim, Bartenstein nach Damerau
- 28.01. Klein Karten
- 29.01. zurück bis Markienen, weiter über Pillwen nach Tappelkeim
- 30.01. Gut Glansinen
- 01.02. über Bantels Sand, Eichhorn zum Wald von Dixen
- 02.02. Panzerangriff bei Stettinnen
- 03.02. zurück nach Bantels Sand, Tappelkeim
- 04.02. Beisleiden, Gut Zohlen
- 07.02. Beisleiden, Pr. Eilau zum Truppenübungsplatz Stablack, Halt auf einer Waldwiese bei Klein Dexen
- 09.02. immer noch im Wald bei Klein Dexen
- 10.02. Gallingen
- 11.02. Quehnen, Rimlack, Sangnitten, Gottsgnaden

- 12.02. Lichtenfeld, Eichholz, Kildehnen, Müngen
- 14.02. Hohenwalde
- 15.02. Hohenwalde, Donnersdorf, Rossen
- 16.02. in einem Wald am Frischen Haff
- 18.02. über das zugefrorene Haff
- 19.02. auf der Frischen Nehrung, rüber zur Ostseeseite bis Kahlberg
- 21.02. über das Eis bis Bodenwinkel, Stuthof
- 26.02. Steegen Freienhuben
- 27.02. Rothebude, mit Fähre über die Weichsel, Klein Zünder, Groß Zünder, Gottswalde
- 28.02. Danzig, Langfuhr, Oliva, Zoppot
- 01.03. Kielau
- 24.03. Kielau muß geräumt werden
- 25.03. Oxhöft
- 26.03. mit einem Schlepper nach Hela
- 30.03. wir gehen auf das Schiff Lappland
- 01.04. Landung in Kopenhagen



Unsere Flucht 1945 von Löwenstein/Ostpreußen nach Kopenhagen/Dänemark

Auf Anregung von Frau Krause schrieb ich 1945 diesen Fluchtbericht in Lökken Dänemark. Als Unterlage diente ein Taschenkalender, in den ich unterwegs Notizen machte und die Erinnerung von

Frau Helene Krause
und Tochter Ursula
Familie Hans Prengel
mit Oma Florian
Erika Kösling
Adolf Thiel und
meiner Mutter
Martha Briese und mir.

unserer
Gruppe
Löwensteiner
in
Dänemark

Der Treck

Am Freitag, den 26. Januar 1945 klopfte des nachts um 1 Uhr 30 Adolf Behrend ans Fenster: „Aufstehen, fertigmachen. Das Dorf muß geräumt werden!“ Also fix raus, Flüchtlinge im Haus wecken, Kaffee kochen, Roland, den Franzosen wecken, Pferde füttern. Auch das übrige Viehzeug bekam eine letzte Mahlzeit. Der Stall blieb offen. Die Kühe versorgte einer der Flüchtlinge, Hinz aus Löknick.

Mittlerweile kam auch Mariechen Graap, die mit uns fahren sollte, mit den letzten Taschen und Mänteln. Alles andere war schon auf den Leiterwagen geladen worden: Bekleidung, Lebensmittel, Hafer. Meister Mulak hatte uns aus Brettern einen Wind- und Regenschutz auf den Leiterwagen gebaut.

Um 7 Uhr ging es los, Jule auf Leine gespannt, Franzel als Nebenpferd und Susi als dritte neben Franzel. Klein

Thea, meinen Liebling, Jährling, mochte ich auch nicht zu Hause lassen und band sie hinten an den Wagen. Muttchen und Mariechen stiegen in den Wagen, Roland war Kutscher. Ich lief daneben her, brachte Klein Thea auf Trapp. Das erste Stück durch das Dorf ging es recht dumm: Franzel und Susi mußten sich erst aneinander gewöhnen. Onkel Arthur trafen wir auf der Straße. Nachdem er die Stränge verstellt hatte und der Schnee hinter dem Dorf tiefer wurde, legten sich die Bocksprünge von alleine. Unser Hund Munkas lief hinter uns her. Doch beim Hof Alfred Briese fand er einen Knochen, der interessierte ihn so sehr, daß er uns nicht weiter begleitete. Das war gut so, irgendwann wäre er unterwegs umgekommen.

Im Romsdorfer Wald war Halt, bis sich alle Wagen aus dem Dorf zusammengefunden hatten. Doch schon bei Schippenbeil wurde der Treck durch die vielen Fahrzeuge auf der Hauptstraße auseinandergerissen. So waren wir plötzlich allein, kein Löwensteiner zu sehen. Weil Onkel Arthur Bartenstein als Tagesziel nannte, ging unsere Fahrt über Wöterkeim dorthin. Unterwegs kam Herr Szileit per Fahrrad vorbei und erzählte, daß die Dietrichsdorfer nach Damerau fuhren. In Bartenstein machten wir auf dem Marktplatz Halt. Ich lief herum, suchte unter all den Wagen und Menschen nach Löwensteinern, hatte auch Glück. An einem Wagen hing eine Milchkanne mit der Nr. 110/27, das

konnte nur jemand aus unserem Dorf sein. Es waren Banass und Kösling. Zusammen fuhren wir nach Damerau, fanden Quartier bei Teschner. Außer den Leuten aus Dietrichsdorf trafen wir im Ort: Pahlke vom Abbau, Otto Behrend, Prengel und Florian.

27.01. Im Quartier

Otto Behrendt wußte, daß die übrigen Löwensteiner in Spitthehen waren und Mariechens kleiner Sohn Ulrich am Abend gestorben sei. Ein trauriger Anfang. Ein lauter Knall! Das elektrische Licht geht aus! Ist das E-Werk in Friedland gesprengt worden??

28.01.

Auch Damerau muß geräumt werden. Bei grausiger Kälte geht es um 6 Uhr 30 mit Kösling und Bannas weiter. Doch die Straßen waren mit Flüchtlingswagen verstopft. Wir kamen nur bis Klein Kärthen. Prengels und Florians machten auch dort Halt. Mit Mühe und Not fanden wir in einer Scheune Platz für die Pferde. Wir kamen in einer Küche unter. Abwechselnd hielten wir nachts Wache bei den Wagen.

29.01.

Als sich die Wagenreihen auf der Straße lichteteten, wollten auch wir Löwensteiner weiter, mußten aber ein Stück zurück und auf Land- und Feldwegen fahren. Über Markienen, Pillwen ging es nach Tappelkeim. Im hohen Schnee ging es bergauf, bergab. Die Pferde taten mir leid, habe mein Treschen in den Arm genommen und geweint. Mit vereinten Kräften und Vorspann waren wir um 13 Uhr in Tappelkeim.

Hier trafen wir den alten Meister Rehberg und erfuhren, daß der Löwensteiner Treck im Ort sei und der kleine Hubert Briese am zweiten Tag gestorben sei.

30.01.

Onkel Arthur kam kurz herüber und wollte uns beim Treck halten. Darum ging es um 11 Uhr weiter, obwohl die Pferde nachts draußen bleiben mußten. Eine gute Hafermahlzeit sollte die Lebensgeister munter machen. Doch vom Löwensteiner Treck war nichts mehr zu sehen. So zuckelten wir mit Prengel, Florian und Bannas weiter. Huh, war das ein Weg: berauf, bergab, Schnee und Sturm. Ich, wie immer zu Fuß, kam kaum weiter. An jedem Berg mußten Pferde vorgelegt werden. Ich mochte die Quälerei nicht mehr mit ansehen und ging mit Ulli Krause auf die Suche nach einer Unterkunft. Wir hatten Glück und fanden das Gut Glandsien. Hier zogen des nachts Soldaten ab, und unsere Pferde kamen in den Stall. Für uns Menschen war Platz in einer Küche.

31.01.

Alle waren müde. Darum blieben wir im Quartier. Von der Gutsfrau konnte ich Hafer und Kartoffeln kaufen. Fleisch war ausreichend auf dem Wagen. In den letzten Wochen zu Hause kam jemand auf eine gute Idee: Bei der letzten Hausschlachtung wurde das Schwein in kleine Scheiben geschnitten, in der Pfanne gebraten, in einen Topf oder eine Milchkanne getan und das Fett darübergegossen. Das wurde nicht schlecht und schmeckte gut. Brot

war auch auf dem Wagen; doch eine Kartoffelmahlzeit wurde von allen gern gegessen.

01.02.

Um 6 Uhr weiter. Über Bantels Sand, Eichhorn, kamen wir in einen Wald bei Dixen. Viele Flüchtlinge waren hier aufgefahren, darunter auch der Treck Löwenstein. Unter den Bäumen machen wir einen Windschutz für die Pferde, Wasser gab es aus einem Graben, Heu holten wir aus einer Feldscheune, von Onkel Arthur bekam ich den Hafer zurück, den er für uns geladen hatte. Auf dem Erdboden wurde ein Feuer gemacht, auf dem alle kochen konnten. Schlafen mußten wir im Wagen, es war sehr eng. Nachts hörten wir heftiges Schießen.

02.02.

Panzerangriff! Ein Teil der Flüchtlinge lagerte im Schußfeld. Es gab Tote und Verletzte. Hals über Kopf ging es jetzt los, rette sich wer kann! War ich froh, als der Wagen wieder auf der Straße war. Klein Thea kam beinahe unter die Räder. Bei Stettinnen war Halt auf einem Feld. Es hatte getaut, Wasser für die Pferde gab es überall. Für unseren Kaffee wurde Schnee aufgetaut. Zur Nacht kam Gertrud Seefeld zu uns in den Wagen. Schlafen konnten wir kaum. Um eine Straße in 2 km Entfernung wurde gekämpft. Verwundete kamen vorbei, die vor Schmerzen schrien. Morgens war der Feind abgewiesen.

03.02.

Noch vor Tag fahren wir auf der Straße

des Nachtgefechts weiter. Tote Soldaten, Deutsche und Russen, lagen am Straßenrand. Ein abgeschossener Feindpanzer stand in einer Schonung. Bald mußten wir wieder von der Straße herunter. Auf einem Weg mit fürchterlichen Schlaglöchern fuhren wir und kamen wieder nach Bantels Sand. Erst einmal wurden die Pferde versorgt, Wasser gab es sogar aus einer Pumpe. Meister Muhlack (Tischler) war gestorben und wurde in Bantels Sand begraben. Es gab nur eine kurze Rast, der Feind war uns auf den Fersen. Als die ersten Arivolltreffer im Ort einschlugen, ging es weiter, wieder durch Tappelkeim, bis um 21 Uhr in einem Wald Rast gemacht wurde. Es durfte kein Feuer gemacht werden. Arigeschosse sausten über uns.

04.02.

Weiter ging es über Beisleiden nach Zohlen. Dort waren sehr viele Flüchtlinge aufgefahren. Auch wir Löwensteiner machten in einem Weidegarten Halt. Unser Wagen stand diesmal neben dem von Familie Bundt. Wasser holten wir aus einem kleinen Teich. Geschlafen wurde in Wagen, seitlich waren die Pferde angebunden. Susi war krank geworden und bekam auch über Tag eine Decke.

05.02.

Ich habe mir mit Ulli den Ort angesehen. Es war ein Gut mit großen Ställen und Scheunen. Wir fanden ungedroschenen Hafer, wieder mal eine gute Mahlzeit für die Pferde. Am Gutshaus sah es wüst aus. Ein Flügel stand, seitlich aufgekippt, auf der Veranda, auf

einem zweiten hämmerte ein Soldat herum. Es waren grausige Töne. Eine Erdmiete mit Mohrrüben entdeckten wir, das sollte ein gutes Mittagessen werden, aber es wurde alles roh gegessen. Auch mit Getreide für die Pferde und Kartoffeln konnten wir uns versorgen. Tante Bundt hat in einem Haus Brot gebacken. Mariechen konnte dort ihre Irmtraut waschen. Ich holte dann noch Martha Lohrke mit dem Kinderwagen und half beim Baden von Klein Friedhelm.

06.02.

Muttchen hat Brot gebacken. Ich traf Schneidermeister Weichhaus und Frau aus Schippenbeil.

07.02.

Um 5 Uhr Aufbruch: Zurück bis Beisleiden, dann auf der Chaussee nach Pr. Eilau. Zerstörte Häuser, Granatlöcher in den Straßen, zerstörte Flüchtlingswagen, tote Pferde fanden wir hier. Über Feldwege erreichten wir das Gelände des Truppenübungsplatzes Stablack. Auch hier gab es Spuren des Kampfes. Unser Halt war auf einer Waldwiese bei Klein Dexen. Arigeschosse flogen über uns.

08.02.

Wegen einer starken Erkältung blieb ich im Wagen. Tante Edith hatte zu Onkel Arthurs Geburtstag Bohnenkaffee aufgebührt und brachte mir davon auch einen Becher voll. Der beste Kaffee meines Lebens.

09.02.

Fliegerangriff. Wir suchten Schutz un-

ter den Waldbäumen. Als wieder Ruhe einkehrte, wurde Mensch und Tier versorgt. Das Wasser aus einem Graben war schauerhaft; es gab immer neuen Durst. Mariechen kochte für Irmtraut Bonbon aus Wasser und Zucker.

10.02.

Um 7 Uhr waren wir wieder auf der Straße. Der Löwensteiner Treck fuhr links ab, Richtung Orschen. Wir konnten nicht mit, weil sich fremde Wagen dazwischendrängten, alles verstopft war und zum Halten kam. Die Straße rechts, Richtung Rossitten, hatte die Wehrmacht gesperrt. So konnten wir nicht hin, nicht her. Der Feind drückte mit Gewalt nach. Unsere Infanterie setzte sich ab und ging vor unseren Wagen in Stellung. Wir waren in der Frontlinie. Doch in der höchsten Not gab ein Soldat die Straße nach Rossitten frei – entgegen seinem Befehl. Ihm verdanken wir, daß wir aus der Kampflinie herauskamen. Bis Gallingen ging es nur nachts auf der Straße.

11.02.

Eine schauerhafte Straße, ein Schlagloch nach dem anderen Angst um Pferde und Achsen –. Adolf Bundt gab uns Vorspann und mittags war Quehnen erreicht. Essen, füttern und weiter ging es auf schlechten Landwegen über Rimplack, Sangnitten, Gottsgnade bis zur Steinstraße. Dort beobachteten wir wiederholte Fliegerangriffe auf eine Flakstellung und den Absturz von drei Flugzeugen. Diese Nacht verbrachte ich mit Mariechen und Trautchen in einer Scheune.

12.02.

Gegen Zigaretten tauschte ich bei einer Siedlerfrau einen Eimer Hafer ein. 7 Uhr Abfahrt über Lichtenfeld, Eichholz, Kildennen nach Müngen. Lisbeth Seefeld gab acht, daß die Löwensteiner zum gleichen Halteplatz kamen. Außer Bundt's trafen wir hier Gottfried Briese und Karl Behrendt, bei ihnen Familie Glaubitt, Eisenblätter. Grete Blumenau hatte auf dem Wagen einen Jungen geboren, er starb nach zwei Wochen. „Holt mie doch dat Trautke“ bat Gottfried Briese. Sah er dort schon seine Enkelin zu letzten Mal?

13.02. – Ruhetag, Brotbacken

14.02.

Um 7 Uhr weiter bis Hohenwalde. Nach langer Zeit fanden wir wieder ein Dach für uns und die Pferde, und zwar im Schweinestall. Eine Kuh stand dort, die sogar Milch gab. Muttchen kochte Grieß. Der schmeckte sogar der kleinen Irmtraut. Frau Banuscher hatte einen bösen Fuß. Darum ging ich mit Martha Lohrke einen Arzt suchen. Auf einem Verbandsplatz fanden wir einen jungen Arzt, der mit uns ging und die Kranke versorgte. Durchfahrende Löwensteiner berichteten, Florian's Wagen bekam einen Arivolltreffer, Frau Trampenau und ein Pole wurden getötet. Anna Florian wurde verwundet, auch zwei Pferde kamen dabei um. Mehrere alte Leute unseres Dorfes waren bis dahin gestorben: Tischlermeister Muhlack, Frau Davit Banuscher (Oma Gronau), die alte Frau Finkeisen, der Königsberger Onkel von Hermann Krause und die Frau Salewski vom Hof Karl Behrend, sie wurde überfahren.

15.02.

Bei Tauwetter und fließendem Dreck über Donnersdorf nach Rossen, wo wir den Löwensteiner Treck trafen. Zum ersten Mal gab es hier Brot und Suppe für uns Flüchtlinge. In dieser Nacht starb Frau Troschinski.

16.02. – Zum Wald am Frischen Haff

17.02.

Im Wald. Zweimal holten Muttchen und ich aus einer Feldscheune Heu für die Pferde. Der Weg führte über eine Wiese, dort waren wir, und alle anderen Heuträger unter Beschuß von Tieffliegern. Mittlerweile hatte die Wehrmacht die Leitung und Betreuung der Flüchtlingstrecks übernommen. Das war gut für uns. Eine Feldküche gab Brot und Eintopf für alle aus.

18.02.

Auf Land- und Feldwegen waren wir quer durch Ostpreußen gefahren. Von festen Wegen vertrieb uns immer schnell die Wehrmacht, es waren „ihre“ Straßen. Eine lange Frostperiode machte auch schlechte Wege passierbar, aber mit großen Strapazen für Mensch und Pferd. Der Frost sorgte auch durch eine dicke Eisschicht auf dem Haff für ein Weiterkommen. Etwa 7 km weit konnte man bis zur Nehrung sehen. „Ach Gott, nu segge se emma et Woata es glatt!! Owa datt da es doch e Baarch!!“ Sagte jemand voll Erstaunen zu mir. Um 12 Uhr 30 fuhren wir auf das Eis. Die Soldaten hatte eine Fahrbahn abgesteckt, die eingehalten werden mußte. Zwischen den Wagen sollte ein Abstand von 50 m gehalten werden, um Einbrüche zu verhindern. Mehrere einge-

brochene Flüchtlingswagen haben wir gesehen, auch tote Pferde. Einige Stunden ging es gut voran. Dann stockte der Treck und ich konnte den Pferden Heu vorhalten. Auf einmal war der Iwan mit Tieffliegern da. Mit Bordwaffen beschloß er jeden Wagen. Mehrere Angriffswellen brachten Angst, Schrecken, Not und Tod. Gott sei Dank war uns nichts passiert. Wir konnten Keiwels unsere Susi ausleihen, weil dort ein Pferd getroffen wurde. Nach einem Umspann mit Nitsch kam Susi wieder. Der Wagen von Bundt's bekam mehrere Treffer: ein Pferd tot, Rohde ein Streifschuß im Gesicht, Gustav Lohrke im Rücken, Kurt Sommer im Gesäß. Onkel Bundt und Erika Kösling verließen den Wagen und fanden nicht mehr zurück. Wir waren in großer Sorge. Es war Nacht geworden, als die Fahrt weiterging. Langsam, langsam mit einer Laterne voraus, um den Löchern im Eis ausweichen zu können.

19.02.

Mit dem Tageslicht kamen wieder die Tiefflieger. Der Bordwaffenbeschuß war schlimmer als am ersten Tag. Obwohl wir die Nehrung erreicht hatten, ließen uns die Soldaten nicht auf das Land fahren. Unser Franzose rückte aus, es war ihm zu toll geworden. Nun nahm Muttchen die Leinen in die Hände. Als aber Meister Miehlau und Minna Rehberg verwundet wurden, fuhren wir Löwensteiner an Land und in den Wald. Mit vereinten Kräften und Vorspann schafften alle den steilen Berg hinauf. Auch hier waren wir unter Beschuß, die kleinen Kiefern gaben wenig Schutz gegen die totbringenden

„Hagelschauer“. Bei all der Not verfohlte Jule. Ich band sie hinten an den Wagen, Franzel und Susi mußten alleine ziehen. Zum letzten Mal traf ich hier Familie Bannas. Ein Pferd verloren sie auf dem Eis, das zweite wurde gestohlen. Otto Briese wollte ihnen Pferde geben. Der alte Herr sah schlecht aus. Ich fürchte, es war ein Schlaganfall. Die Pferde fütterte ich mit Kiefern und Tannenzweigen, es war nichts anderes da. Wir kamen nicht voran, die Tiere schafften es nicht mehr. Julie, die arme Jule mußte wieder an den Seilen. Die einzige Straße war für den Treck gesperrt, wir mußten an der Ostsee im tiefen Sand entlangfahren. Einige Male gab uns Adolf Bundt Vorspann. Doch es half nichts, sie mußten weiter und uns unserem Schicksal überlassen.

Mühsam versuchten wir, voranzukommen. Ca. 20 m Fahrt – Pause, 20 m Fahrt – Pause. Als es Abend wurde, suchte ich den Treck, wollte Onkel Arthur bitten, uns zu holen. Doch es war kein Löwensteiner zu finden, verlaufen hatte ich mich auch noch. Ganz verzagt und müde wie ein Hund kam ich durch den tiefen Sand zurückgestampft. Ein Stückchen war Muttchen wieder vorangekommen. Es war Nacht geworden und wir standen am Meer, ohne Windschutz. Doch ein Mann aus Bavian erbarmte sich unser, gab Vorspann und zog uns die Düne hinan zu einem Flüchtlingshalteplatz am Wald bei Kahlberg. Wie staunte ich aber, als ich feststellte: wir stehen nebem dem Wagen von Bundt's. Es waren auch noch mehr Löwensteiner auf dem Platz. Die Pferde fütterten wir mit Roggenmehl, es war sonst nichts da.

20.02.

Am Morgen, als die anderen weiterfahren, mußten wir zurückbleiben. Die Pferde konnten nicht mehr. Ein Soldat gab mir etwas Hafer. Aber Franzel wollte nicht fressen. Was nun? Wir gingen mit ihm zur Kommandantur, bekamen dort von den Soldaten zwei stramme Pferde und zwei Sack Hafer. Auch Roland, der Franzose, fand sich hier wieder ein. Voll Freude ging es zurück zum Halteplatz. Mariechen Graap hatte nicht verhindern können, daß der Wagen geplündert wurde, auch Jule war geklaut worden. So haben wir uns ein drittes Pferd gegriffen. Denn von Kahlberg aus ging an diesem Tag ein Schiff mit Flüchtlingen ab, darum hatten viele Leute Wagen und Pferde verlassen.

21.02.

Vorne zwei stramme Kaltblüter-Stuten, eine schwarz – eine braun, daneben ein Warmblut-Wallach, Susi und Thea hinten am Wagen angebunden, so ging es am Morgen weiter. Ein Stück hinter uns sah ich die Wagen von Karl Behrendt, Gottfried Briese, Waldwart Tiehl, Prengel und Florian. Weil wir in einer langen Wagenreihe fahren, war es nicht möglich, mit ihnen zusammenzubleiben. Auf einer Waldstraße am Haff entlang ging es weiter. Noch einmal mußten wir auf das Eis, obwohl alle Angst hatten. Aber es ging gut. Das Eis war mürbe. An gefährlichen Stellen standen Soldaten. Es gab keine Fliegerangriffe. Bei dem Ort Bodenwinkel war die Eisfahrt endgültig zu Ende. Bis Stuthof zu einem großen Flüchtlingslager ging es auf Feld und Wiese; Verpflegung gab es hier,

Pferdefutter leider nicht mehr. Vor einem zweirädrigen Gummiwagen kam unser Franzel vorbei, frisch und munter. Ja, das sollte er wohl noch schaffen. Später traf ich ihn im Wald an einen Baum gebunden. Er rieb seinen Kopf an meiner Schulter. Am liebsten hätte ich geweint, aber ich konnte ihn doch nicht mitnehmen, mußte froh sein, ihn in einem leichten Dienst zu sehen. Die Wagen von Prengel und Florian kamen auch auf unseren Platz. Hier trafen sie das Ehepaar Rudowski aus Prassen und nahmen sie weiterhin mit. Sie hatten ihren Wagen auf dem Eis verloren.

22.02.

Um 8 Uhr soll es Pferdefutter geben. Doch wir waren vergeblich bei der Ausgabestelle. Auf dem Rückweg zu den Wagen sprach mich und Ulli Krause ein Soldat an: „Sie kommen doch aus Löwenstein?“ Er gehörte zur Einheit 2/58, die vier Monate in unserem Dorf in Quartier lagen. Er schickte uns in das Wachlokal, wo uns Uffz. Scholz und mehrere Soldaten herzlich begrüßten. Alle Löwensteiner sollten sich sofort auf den Weg zur 2/58 machen, die in einem Waldlager war, und auf uns warteten. Der Vorschlag wurde von allen freudig begrüßt. Gottfried Briese, Karl Behrendt, Hermann Krause, Fernand Nitsch, Waldwart Thiel und Inspektor Brieses Mädchen hatten sich inzwischen auf unserem Platz eingefunden. Erst einmal brachte Hans Prengel die drei verwaisten Kinder von Tramenau zur NSV (sie meldeten sich später aus der DDR). Mehrere Häuser in Stuthof trugen Spruchbänder: Ostpreußen, als letzten Gruß der Front „Auf Wiederse-

hen“ Ostpreußen, Eure stolze Heimat wird einst neu wiedererstehen Stutthof bleibt deutsch.

Damals glaubten wir noch, daß es so sein könnte. Hinter dem Ort wies uns ein Schild 2/58 den Weg. Ein Soldat stand beim Schild. „Wenn Ihr Löwensteiner seid, müßt Ihr hier abbiegen.“ Wir kamen zu einem Barackenlager im Wald. Schnell wurde unsere Ankunft bekannt und es gab auf dem Hof eine freudige Begrüßung. Zuerst erschien Koch Lösekraut in seiner Schürze, dann Herr Hansen, Spieß, genannt Schlorrenkarl, Brasdat, Czerner, Ohm, Wolf, Birtel, Laske, Albrecht, Weigel, Waldemar, Philipp, Kunze, Schütz und so weiter. Futtermeister Ven wies uns einen Wagenplatz zu und eine Baracke für die Pferde. Gottfried Briese und Karl Behrendt fuhrten weiter. Auf der Schreibstube begrüßte uns der Chef. Er war inzwischen Hauptmann geworden und die Stabshelferinnen Siebert und Rotärmel. Nachdem auch Mariechen Graap aus dem Wagen geklettert war, gingen wir zur Baracke 9. Herr Böhm und Anton Surra, das Schusterchen, trafen wir hier. Erika Kösling und Julius Pahlke waren schon vor uns zur 2/58 gekommen. Sie erzählten, Onkel Bundt traf seinen Bruder Gustav aus Kröligkeim und fuhr mit ihm weiter. Die Soldaten sorgten gut für uns. In einer abgeteilten Ecke konnten sich alle, einer nach dem anderen, waschen und Kleidung wechseln, Wäsche waschen usw. Warmes Wasser lieferte ein Kessel auf einem eisernen Ofen. Abends gab es ein lebhaftes Erzählen und Fragen. Durch die vier Monate in Löwenstein kannten die Soldaten alles und jeden und fragten

danach. Doch auch wir erfuhren Neues. Czerner traf Adolf Behrendt und erfuhr, daß Meister Mielaun an den Verletzungen gestorben war. Auch Therese Nitsch und die kleine Meta Gronau sind auf dem Eis ums Leben gekommen.

Dieses Barackenlager war ein Konzentrationslager, zuletzt wurden darin 2.000 Judenfrauen gefangengehalten, die vor einigen Tagen abtransportiert wurden. Das war neu für uns alle, niemand hörte je von einem Lager Stutthof. Einige Tische kamen nach draußen und es wurde ein Strohlager für uns gemacht. Bald schliefen alle.

23.02.

Koch Lösekraut sorgte für Essen und Trinken. Nach dem Frühstück machten sich Joachim und Winfried Eisenblätter auf die Suche nach dem Wagen ihrer Familie. Die Kinder hatten diese Nacht mit uns in der Baracke geschlafen. Muttchen war in Sorge: „Falls Ihr den Wagen nicht findet, kommt zurück zu uns, irrt nicht alleine umher“. – Futtermeister Ven sorgte für unsere Pferde. Etliche Kilometer legte er täglich zurück, um Hafer, Häcksel und Heu von den verlassenen Höfen zu holen. Adolf Trosien und Muhlack kamen noch dazu.

24.02.

Muttchen rüstete für die Weiterfahrt, hat Schmalz ausgelassen und Fleisch gebraten. Ich half in der Küche, machte Ausbesserungen an der Soldatenkleidung. Der Sanni sorgte für unsere kleinen und großen Wehwehchen, Schusterchen überholte unsere Schuhe, Schlorren und Pferdesielen.

25.02.

Ein SS-Hauptmann wollte uns aus dem Lager werfen, doch der Spieß setzte es durch, daß wir noch diesen Tag bleiben durften, tauschte uns Brot gegen Mehl ein.

26.02.

Julius Pahlke traf seine Verwandten, Weiß aus Adappen und fuhr mit ihnen. Erika Kösling kam mit uns. Nach einem herzlichen Abschied waren alle um 9 Uhr auf der Straße. Bei Regenwetter ging es über Steegen zur Weichsel. Die Fähre dort setzte nur Militär über. Darum suchten wir Quartier auf dem Gut Freienhuben. Die Pferde kamen in die Scheune und bekamen Bohnenstroh. Wir erhielten Erbsensuppe und in der Schule einen Schlafplatz.

27.02.

Um 9 Uhr ab zur Fähre Rothebude. Es war kein großer Andrang und wir kamen schnell auf die andere Seite der Weichsel, fuhren über Klein Zünder, Groß Zünder bis Gottswalde. Nachts waren wir im Wagen.

28.02.

Es ging weiter durch Danzig, Oliva bis Zoppot. Als wir bei den Neubauten in der Adolf-Hitler-Straße hielten, war ein Dutzend Kinder um uns. „Tante, komm zu uns.“ – „Tante, bei uns ist noch Platz.“ – „Tante, wir haben auch Kartoffeln.“ – „Ich will auch mal Flüchtlinge aufnehmen.“ So schwirrten die Kinderstimmen um uns herum. Eine Baracke für die Pferde gab es auch, aber kein Futter. Unterdessen sorgte Mariechen für Quartier. Mit Fleisch aus unserem

Wagen und Kartoffeln der Wirtsleute Sulmer gab es ein gutes Essen für alle. Mariechen, Muttchen Erika und ich schiefen in der Küche auf dem Boden, Roland auf dem Wagen.

01.03.

In Kielau existierte tatsächlich ein Rest von Ordnung und Verwaltung: Flüchtlingslager, Essenausgabe, Pferdefutter, Quartierzuweisung, Registrierung. In den Listen fand ich Blumenau aus Kröligkeim eingetragen. Sie waren schon weitergefahren. Jetzt ging es nicht mehr voran, alle Straßen nach Westen waren gesperrt. Darum wollten wir in der Unterkunft „Kino“ nicht bleiben, bekamen Privatquartiere, Platz in einem Lager oder verlassenen Wohnungen. Treffpunkt der kleinen Gruppe Löwensteiner (seit Stutthof beisammen) war die Pferdeunterkunft in einer Scheune. Mariechen Graap kam mit Waldwart Tiehl in eine Schule, Muttchen Erika und ich zur polnischen Familie Nagen-gast.

19.03.

Pferdefutter wurde nicht mehr ausgegeben, unsere Vorräte gingen zu Ende. Darum meldeten wir uns in Gotenhafen zum Fahrdienst. Es wurde ein böser Tag, Fliegerangriffe über der Stadt zwangen mich, Erika und Roland immer wieder zur Flucht in Luftschuttkeller. Daß wir wieder heil nach Kielau kamen, ist ein Wunder. Aber die Pferde wollten das Futter aus Gotenhafen nicht, alle Mühe war umsonst. So mußten wir unsere Tiere auf eine Weide bringen, etwas Gras ließ sich schon sehen. Mein Suschen war schon vor

einigen Tagen gestorben. Verwandte von Familie Nagengast zogen mit in die Wohnung, auch zwei Soldaten wurden mit einquartiert: Gefreiter Heinz Reinhard und ein Unteroffizier.

21.03.

Roland verläßt uns, es hieß, ein schwedisches Schiff holt die Franzosen ab. Ich war mit Muttchen beim Wagen, als ein Aribeschuß einsetzte. Zwei Stunden dauerte er, erst suchen wir Schutz in einem Graben, dann in einem Keller. Die Pferde hatten Verletzungen, wir mußten sie ihrem Schicksal überlassen.

24.03.

Ulli Krause hat Geburtstag, Erika und ich wollen gratulieren. Aber dort fanden wir alle in großer Aufregung: Peter, der Pole, brachte die Meldung, Kielau muß geräumt werden. Bei der Ortsgruppe sagte man uns, der Russe steht in Grabau, wir sollen nach Oxhöft. Erst einmal benachrichtigten wir die übrigen Löwensteiner, Mariechen Graap wollte mit Tiehls fahren. Mit Pferden von Pregelns ging es am Abend los.

25.03.

In Oxhöft wurde uns klar, wir kommen nur noch per Schiff weiter. Im Dorf Oblusch suchten wir die wichtigsten Dinge aus dem Wagen und machten daraus das Handgepäck für die Weiterreise auf dem Schiff. Tagsüber gab es Aribeschuß, nachts kamen feindliche Flieger.

26.03.

Hier in Oblusch traf ich den Gefreiten Heinz Reinhard wieder. Er versorgte

uns mit Essen, ein Oberfeldwebel erkundete in Oxhöft die Lage, um uns langes Warten am Wasser zu ersparen. Um 21 Uhr brachte er uns zum Hafen. Dort war die Hölle los, Munition wurde gesprengt, Brennstofflager brannten und dazu Aribeschuß. In einem Hausflur warteten wir, bis uns der Oberfeld zu einem Motorboot brachte. Es wurde eine Irrfahrt, ein Hafenbecken war vermint, das zweite gesprengt, das dritte zur Sprengung vorbereitet. Endlich nahm uns ein Schlepper auf und abging die Fahrt. Es war „lausig“ kalt auf dem Wasser und unter freiem Himmel.

27.03.

Um 6 Uhr waren wir in Hela. Ausladen, Lage erkunden, Unterkunft suchen. Herr Rudowski kümmerte sich sehr darum. Er und Hans Pregel mußten sich bei der Standortskommandantur melden. Männer brauchten einen Schein zur Schiffsreise. Dort war groß Gedränge.

29.03.

Also noch einmal zur Kommandantur. Sie brachten nicht nur die Scheine mit, sondern auch Adolf Tiehl. Seine Familie und Mariechen Graap wurden gleich auf See auf ein großes Schiff umgeladen. Adolf mußte erst einmal nach Hela und den bewußten Schein holen. Nun wußte ich gut, warum meine Suche nach Mariechen auf Hela vergeblich war.

Mit dem ganzen Dorf sind wir ausgezogen, haben uns unterwegs verloren, wiedergefunden und nochmals verloren. Nun waren wir nur noch 14 Personen: Hans Pregel mit Frau und zwei

Kindern, Oma Florian, Frau Krause mit Ursula, Herr und Frau Rudowski (Prassen, Adolf Tiehl, Erika Kösling, Peter, der Franzose, Muttchen und ich.

30.03.

Wieviele Flüchtlinge hielten sich in Hela auf? Unübersehbar war die Menschenmenge, alle mit dem gleichen Ziel: ein Schiff erreichen, egal wohin, nur nicht dem Russen in die Hände fallen. Bei der Mole war großer Andrang. Es kamen Feindflieger, es ging „drunter und drüber“. Gegen 16 Uhr wurde es ruhiger im Hafen. Beinahe als letzte verließen wir die Halbinsel Hela und konnten fast das ganze Gepäck mitnehmen. Mit einem kleinen Schiff erreichten wir den Frachter Lappland. Bei ruhiger See ging die Reise ohne feindliche Angriffe nach Dänemark.

01.04.

Ostersonntag lief die „Lappland“ in den Hafen von Kopenhagen. Wir mußten weiter auf dem „Lauseschiff“ bleiben, in

einem nassen dunklen Laderaum. Nach Kaltverpflegung mußte lange angestanden werden, warmes Essen gab es selten, meistens in der Nacht.

04.04.

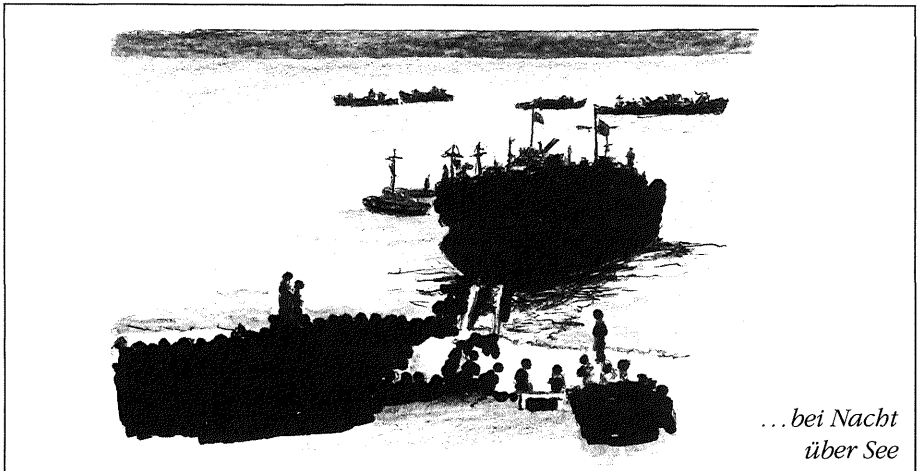
Alle Bahn- und Postbeamte gingen mit ihren Familien von Bord, darunter auch Rudowskis.

05.04.

Um 7 Uhr durften wir endlich an Land. Jeder suchte sein Gepäck aus dem wüsten Haufen und verstaute es in einem bereitstehenden Güterwagen und fand Platz in einem Personenwagen. Zwei Däninnen verteilten belegte Brote an alle. Erst einmal fuhr der Zug in der Stadt von einem Bahnhof zum anderen.

06.04.

Um 15 Uhr setzte sie der Zug in Bewegung, brachte uns bis Korsör mit einer Fähre nach Nyburg auf Fünen. Hier gab es Verpflegung durch Soldaten.



... bei Nacht
über See

07.04.

Im Viehwagen fuhren wir weiter über die Insel Fünen nach Jütland, Halt in Fredericia, dann weiter nach Norden.

08.04.

Um 9 Uhr 30 in Aalborg. Hier stiegen die ersten Flüchtlinge aus. Noch eine Gruppe verließ den Zug. In Lökken waren auch wir am Ziel. Erste Unterkünfte waren Hotels, große Privathäuser und ein Schwesternheim. Nach der Kapitulation zogen die Soldaten ab.

Am 01.06. erklärten die Dänen, alle deutschen Flüchtlinge werden interniert und brachten uns ins Barackenlager, das die Wehrmacht erbaute und bis Mai bewohnte. Hier an der Nordsee, gleich hinter den Dünen mit dem Westwall lebten wir ein Jahr. Peter, der Franzose, fuhr schon im Mai nach Frankreich zurück.

01.05.1946

Das Lager Lökken wird aufgelöst. Wir fahren nach Brønderslev. Die Kirchenglocken, die zum Flüchtlingslager herüberschallten, haben den gleichen Ton wie unsere Löwensteiner zu Hause. Es gingen Namenslisten der Internierten von einem Lager zum anderen. Dadurch fand Anna Florian ihre Familie und durfte nach Brønderslev umziehen.

13.03.1947 bis 11.07.1947

Lager Aalborg Rødslet

11.07.1947

Umzug nach Lager Aalborg Thistedvejen. Anna Langanke, die Schwester von Oma Florian kommt zu uns.

Immer mehr Flüchtlinge dürfen nach Deutschland ausreisen. Die erste von uns Löwensteinern ist Erika Kösling. Ich verließ mit Muttchen am 27.11.1947 Thistedjeven und war am 06.12.1947 in Goslar bei meinem Bruder Gerhard.

Die Flucht – zurückgetrieben – aus der Heimat ausgewiesen –

Bericht von Frau Adelheid Bochmann

Kinderjahre

Wenn ich auch nur mit den Augen und dem Verstand eines Kindes berichten kann, denn ich bin im Jahre 1938 geboren. Doch es war so gravierend, daß man, so lange man lebt, von diesen grausamen Eindrücken nicht mehr loskommt.

Ich heiße Adelheid Bochmann geb. Briese und bin die Tochter von Kurt und Frieda Briese aus Groß Schönau. Ich hatte zwei Geschwister, Armin und Rotraut. Meine Mutter war die einzige Tochter des Schmiedes Fritz Köbbert und seiner Frau Marta aus Friedenberg. Mein Vater ist seit 1943 in Rußland vermißt.

Die Großeltern Briese sind nicht mit auf die Flucht gegangen, sie wollten den Hof nicht im Stich lassen. Durch die Erlebnisse im I. Weltkrieg glaubten sie, es wäre nicht nötig. Jedoch wurde meine Großmutter Elma Briese nach dem Russeneinfall gezwungen, nach Gütern zu graben, da aber nichts da war, hatte sie ihr eigenes Grab geschaufelt. Sie wurde an Ort und Stelle erschossen, später mußten Frauen das Grab zuschaufeln.

Meine Mutter ist mit uns Kindern, drei, sechs und sieben Jahre alt, und meinen Großeltern, der Familie Köbbert, von Friedenberg aus am 28. Januar mit einem lange schon vorbereiteten Planwagen auf die Flucht gegangen. Am 4. Februar erreichten uns zwischen Landsberg und Bartenstein die Russen. Ein

Mann wurde sofort aufgehängt und dann stürzte sich die Horde wie wilde Tiere auf die Wagen. Auf einem Wagen wurde eine Frau inmitten ihrer Kinder erschossen, eine lähmende Angst machte sich breit. Meine Mutter ist von acht Russen vergewaltigt worden. Wir Kinder und meine Großeltern, machtlos und weinend, mußten zusehen.

Mein Großvater erhielt den Befehl, mit dem Wagen mitzufahren und uns warf man ohne alles vom Wagen. Meiner Mutter haben sie noch die Stiefel ausgezogen, so daß sie im Winter barfuß auf der Straße stand. Es folgte eine furchtbare Nacht; Schippenbeil stand in Flammen und Unmengen russischen Militärs drängten durch die Straßen. In diesem Chaos sind wir voneinander getrennt worden. Meine Oma hielt mich und meine Mutter meinen Bruder an der Hand und meine kleine Schwester auf dem Arm.

Tagelang bin ich mit meiner Oma in dieser Gegend umhergeirrt, doch ohne Ergebnis, meine Mutter und die Geschwister waren nicht wiederzufinden. Eines nachts mußten wir alle in einen Stall gehen. Dort wurde allen der noch verbliebene Schmuck abgenommen. In der Regel waren es nur noch die Trauringe. Ließen sich diese nicht abnehmen, wurde auch vor dem Fingerabnehmen kein Halt gemacht. Danach mußten wir uns unter Bewachung mit unbekanntem Ziel in Marsch setzen. Tagelang hatten wir nichts zu essen und

es ging immer weiter. Den Durst stillten wir mit Schnee. Welch grauensvolle Bilder boten sich uns auf diesem Weg, so viele Tote oder verstümmelte Menschen. Ein Anblick hat sich mir besonders tief eingeprägt: Ein toter deutscher Soldat ohne Kopf, statt dessen hatte er einen Ziegenkopf! In einem Graben lag ein aufgeweichtes Kommissbrot. Voller Sehnsucht sahen wir es, durften es aber nicht holen.

Der Marsch endete in Spirau. Die Frauen mußten dort Nähmaschinen und ähnliches verpacken. Das wurde nach Rußland abtransportiert. In Spirau hätte ich auch fast meine Oma verloren, eine Kugel verfehlte nur knapp ihren Kopf. Eines Tages kam ein kaukasischer Offizier nach Spirau. Als er den Namen Köbbert hörte, sagte er: „In Friedenberg ist auch ein Köbbert, der kann aus Flugzeugteilen schöne Sachen machen, Sicherheitsschlösser und anderes!“ Er nahm uns mit nach Friedenberg. Dort war tatsächlich mein Großvater. Er war aber nach der kurzen Zeit kaum wiederzuerkennen. In dem Haus der Großeltern machten sie Käse, es sah furchtbar aus.

Uns hatte dann alle der Typhus befallen, die Menschen starben zahlreich. Wir wurden alle in einem Haus untergebracht, aber es gab keinerlei Behandlung. Das einzige gute daran war, daß uns die Russen aus Angst vor Ansteckung nicht belästigten. Wie durch ein Wunder haben wir alle überlebt, wenn uns auch alle Haare ausgegangen waren. Kurz danach mußten wir aus Friedenberg weg, es ging nach Neuendorf. Hier mußten alle in der Kolchose arbeiten, wir hatten kaum

etwas zu essen. Ich kann mich erinnern, daß alles, Frösche, Sperlinge und vor allem Muscheln aus der Omet, gegessen wurde. Meine Oma hatte mal ein paar Kartoffeln vom Feld mitgebracht, was verboten war. Sie mußte dafür eine Nacht im Keller bis zum Bauch im Wasser stehen. In Neuendorf ist mein Opa an Herzeleid und Unterernährung gestorben. Er bekam einen Sarg aus Scheunenbrettern, das war in dieser Zeit schon viel. Weihnachten 1946 hatte mir meine Großmutter aus einem Pappkarton eine Puppenstube gebastelt und ein Bäumchen mit buntem Papier geschmückt. Die Freude war sehr kurz, an diesem Tag wurden wir wieder rausgetrieben. Es ist das einzige, was ich von Weihnachten aus diesen Jahren in Erinnerung habe.

Wir sollten alle nach Trausen, konnten uns aber mit einer kleinen Gruppe absondern und gingen nach Gerdauen. Bis März 1948 haben wir uns in Gerdauen aufgehalten. Es ging täglich nur ums Überleben. Meine Oma ist mehrmals, als letzte verbleibende Möglichkeit, etwas Eßbares zu bekommen, nach Litauen betteln gegangen. Sie mußte mich dann allein zurücklassen; nie wußten wir, ob wir uns wiedersehen würden. Was habe ich da so allein für angstvolle Tage und Nächte durchlebt, denn es gab Banden verwehrloster, jugendlicher Russen, die uns mit Messern bedrohten, wenn wir nicht gaben, was sie wollten.

Welche Erlösung, wenn dann meine Großmutter mit einem Rucksack voll verschimmelter Brotkranten kam. War das ein Festessen – unvergeßlich schön. Ich weiß, als der Hunger mal wieder

fast unerträglich war, hörten wir, daß man verendete Pferde vergraben hatte. In der Nacht haben wir sie wieder ausgeschartt.

Später hat Oma für die Russen genäht und etwas zu essen dafür bekommen. Manchmal hatte sie aber auch umsonst genäht, denn wir waren ja rechtlos. Später hatten wir einen Nähmaschinenkopf gefunden, an den wurde ein Holzlöffel gebunden. Und ich mußte ihn drehen. Brennholz holten wir uns aus den Trümmern.

In der Siedlung am Bahnhof wohnten russische Offiziersfrauen. Wie oft habe ich vor Hunger in ihren Abfällen nach etwas Eßbarem gesucht. Einmal hat meine Großmutter einem Offizier eine Mütze genäht und einen Lampenschirm gemacht. Dafür hat er uns einen Schein ausgeschrieben, daß wir raus konnten – welche Erlösung.

Mit einem LKW ging es nach Königsberg, von dort mit Güterwagen über Pasewalk und Pirna ins Erzgebirge. Dort bin ich mit zehn Jahren ins erste Schuljahr gekommen und war eine der kleinsten unter den sechsjährigen Kindern. Ich bin in den zurückliegenden drei Jahren eigentlich nur am Leben geblieben, in der körperlichen Entwicklung vollkommen zurückgeblieben. Die Folgen davon begleiteten mich auch noch die weiteren Kinderjahre. Ohne meine Großmutter hätte ich diese Zeit nie überstehen können. Ihre Energie, ihr Mut in auswegloser Situation und ihre Selbstlosigkeit erscheinen mir manchmal unvorstellbar.

Das Geschriebene ist nur ein grober Abriss des Geschehenen und ich würde mich freuen, jemanden zu finden, der auf einer dieser Etappen mit dabei war.



Unter Russen in Gerdauen?

Erlebtes in der Zeit vom 24.02.1945 bis 30.11.1947

*Bericht von Frau Elisabeth Neumann, geb. Schwarz
(Früher: Gerdauen/Ostpreußen, Altes Schloß)*

Am 24. Februar 1945 trafen wir nach vier Fluchtwochen wieder in Gerdauen ein. Wir, das waren Frau Hein und Sohn Heinz (Frau und Sohn von unserem Treckführer, den die Russen auf unserem Irrweg zurück fortschleppten), Frau Kuhr mit ihren Töchtern Wanda und Hanni (16 bzw. 6 Jahre alt), die sich uns angeschlossen hatten, weil sie nicht wußten, wohin; meine Mutter, meine Schwester Lena und ich. Jetzt standen wir da mit unserem Talent, und die Flöhe hopsten auf uns herum, als wollten sie dreifache Saltos schlagen. Von der Friedländer Straße kommend, bogen wir gleich in die erste Straße, die Kanalstraße, ein. Die Stadt war unheimlich ruhig, kein Mensch zu sehen oder zu hören. Unterkunft in einem der leeren Häuser war schnell gefunden. Hunger hatten wir bis unter die Arme, also: Jagd auf irgendetwas Eßbares. Neben unserer Unterkunft befand sich das Lager des damals bekannten Lebensmittelgeschäftes „Thams & Garfs“. Dort fanden wir Mehl, Zucker, Salz, Kaffee, Seifenpulver, jedoch alles zu einer matschigen Masse zusammengestampft. Suchte man in den Ecken genauer, fand man auch noch weniger beschädigtes Zeug. Meine Mutter fand ein Waffeleisen, also: Waffeln backen. Eier hatten wir nicht, auch keine Milch, so mußte es auch mit Wasser gehen. Aber auch hier „Fehlanzeige“, weil die Kanalisation, Strom und Gas nicht mehr funk-

tionierten. Was wir reichlich hatten, war Schnee und eisige Luft, daher wurde Schnee geschmolzen (ein 10-Liter-Eimer voll Schnee ergab 1 Liter Wasser). Nun fehlte für die Waffeln noch unbedingt etwas Fett, sonst bekommt man die Dinger ja nicht aus dem Eisen. Ich machte mich also auf die Suche und stand zum erstenmal vor der Ruine der Apotheke Schlunk. Im Trümmerhaufen fand ich unversehrt eine Flasche Lebertran – ausgerechnet Lebertran. Da Holz für den Herd kein Problem war und wir auch noch ein paar Streichhölzer besaßen, ging die Backerei los. Das Zeug schmeckte grausig, aber der Magen war für eine Weile beruhigt.

Am nächsten Tag trafen wir die erste Gerdauenerin: Frau Sinnecker. „Wir sind alle in Weidenhof“, hörten wir. Da man in solchen Zeiten in der Menge sicherer ist, machten wir uns auf nach Weidenhof, ein in Gerdauen eingemeindetes Gut (Besitzer: Claeßens). Inzwischen wurden in der Stadt russische Truppen stationiert. Die fanden uns in Weidenhof und holten uns von dort zur Arbeit. Zunächst ging's zum Flugplatz. Dort bekamen wir jeder einen Hammer in die Hand gedrückt und mußten einen Haufen Ziegelsteine zerschlagen – auf offenem Feld, bei eisigem Wind und Schneeschauern. Wir wurden von mindestens zwei Posten bewacht. Ein Posten nahm einen Hammer, haute auf die Ziegel ein

und sagte bei jedem Schlag: „Churchill, Stalin, Hitler!“ Der Meinung waren wir auch.

Eines Tages waren wir zu Aufräumarbeiten in der Stadt. Da kam ein Lkw angebraust; zwei Soldaten begutachteten unsere Schar, einer zeigte auf Lena, Wanda und mich und sagte: „Mitkommen!“ „Wohin denn?“, wollten wir wissen. „Zur Mühle“. Die Schloßmühle war bereits wieder in Betrieb, schließlich hatten wir schon Anfang April. Wir gingen gern dorthin arbeiten, weil wir manchmal etwas Mehl ergatterten. Diesmal ging es uns aber schlecht. Bei der Mühle wartete schon eine Gruppe junger Mädchen und Frauen aus der Umgebung. Wir wurden alle nach Bartenstein verfrachtet in das dortige Gefängnis, das schon aus „allen Nähten“ platzte. Soviel Deutsche waren dort. Nach 14 Tagen ging es weiter nach Pr. Eylau, in „Das Lager“ in der früheren Infanterie-Kaserne.

Über „Das Lager“ nur soviel: Dort wurde fleißig gestorben. Etwa 15.000 Deutsche waren dort, wovon die Hälfte starb. Die Leichen mußten wir in Panzergräben kippen. Viele, viele Verschollene, deren Angehörige nie wissen werden, wo sie geblieben sind. Am 27.11.1945 wurde ich entlassen, vor dem Lagertor aber wieder verschleppt und bei Nacht über Sturzacker zu dem etwa 8 Kilometer entfernten Dorf Tromitten gebracht. In der dort entstandenen Kolchose mußten wir schwer arbeiten. Das sah ich mir aber nur zwei Tage an und bin dann mit noch einem Mädchen, das ebenfalls keine Angst hatte, in der Nacht zum 30.11. (Mutters Geburtstag) ausgerissen. Ich wollte ja,

kostete es, was es wolle, wieder nach Gerdauen; denn meine Mutter hatte natürlich keine Ahnung, wo wir geblieben waren. Nach drei Tagen Fußmarsch war ich wieder zu Hause zur Freude meiner Mutter. Meine Schwester Lena kam erst im Oktober 1946 zurück und Wanda blieb verschollen; erst 1951 kam sie aus Litauen in die Bundesrepublik. Hinzufügen möchte ich noch, daß der 3-Tage-Marsch nach Hause nicht ohne Probleme war, gab es doch mittlerweile die russisch-polnische Demarkationslinie, von der wir im Lager nichts gehört hatten, so daß ich nicht wußte, wozu Gerdauen jetzt gehörte. Zum Glück war es weiter russisch besetzt. Zu Hause hatte sich in der Zwischenzeit folgendes ereignet: Das Städtchen war voller Soldaten, die sich in der Hindenburg-, Friedrichstraße und im „Flinsenwinkel“ eingekerkert hatten. Die Kommandantur befand sich in dem etwas zurückgesetzten Haus hinter dem ersten Pfarrhaus (Karnath). Diese Dienststelle holte sich aus Weidenhof alle Deutschen, die einen praktischen Beruf hatten, also: Schneiderinnen, Schuster, Maurer, Elektriker, Friseure u. ä. Diese wurden in der Kirchenstraße untergebracht, nahe der Kommandantur. Als ich aus dem Lager zurückkam, gab es eine Schneiderstube, eine Schusterei und einen Friseur. Leute, die keinen „besonderen“ Beruf hatten, wurden auf der Straße, in den Häusern usw. beschäftigt. Es entstanden Wohngemeinschaften. Unsere bestand aus: „Tante“ Kuhr mit Töchterchen Hanni, Mutter, Lena und mir. Ein Friseurmeister aus Tilsit, der irgendwie in Gerdauen hängengeblieben war, gesellte sich

dazu; er und ich haben bis zur Ausweisung zusammengearbeitet: „Tante“ Kuhr, eine erstklassige Schneiderin, und Mutter (sehr geschickte Näherin) arbeiteten mit noch drei Frauen in der Schneiderstube. Heinz Hein war Schuster; er und Sattlermeister Schneiderei vom Markt wirkten in der Schusterstube. Wir wohnten in der Kirchenstraße, vom Markt aus kommend, im letzten Haus auf der linken Seite, eine Treppe hoch und Familie Hein unter uns. Friseur-, Schneider- und Schusterstube wurden am Markt, im ehemaligen Kolonialwarengeschäft Friedrich, eingerichtet: Friseur unten, Schneider und Schuster eine Treppe hoch. Für unsere Arbeit bekamen wir manchmal Naturalien (Kartoffeln, Mehl, Speck, Zucker), oft heimlich spät abends, wenn es dunkel war. Manchmal auch ein paar Rubel; aber was sollten wir mit Geld, wo es ja doch nichts zu kaufen gab. So kehrte allmählich eine gewisse Normalität ein. Unsere Besitzer brauchten uns mit unseren Fertigkeiten und wir sie, um irgendwie weiterzuleben. Beherrscht war aber jeder Tag von der Jagd nach Nahrung, der unaufhörlichen Wasser-Schlepperei aus Eismann Urbans Garten und des Heranschaffens von Holz. Dinge für den täglichen Gebrauch hatten wir so nach und nach aus den leerstehenden Wohnungen zusammengetragen: Geschirr, Bestecke, Kochtöpfe, Eimer, Sägen, Beile, Nähmaschinen und vor allem Betten, aber auch Wolle und Stricknadeln (stricken kann man auch mit Fahrradspeichen, an einem Ende zugefeilt), ganz wichtig Nähadeln und Garn. Es war eine mittlere Katastrophe, wenn

eine Nähadel zerbrach. In der Brauerei Kinderhof fanden wir Stapel von Kopfschützern aus feiner Wolle und schneeweiße Jute-Säcke. In der Kirche waren Möbel untergestellt und dabei der Altar-Samt eingerissen. Nun, wir nahmen ihn ganz heraus und nach der Reinigung ergab das warme Röcke und Kleider, genau wie aus den Sachen aus der Brauerei.

Ganz kurze Zeit nur trugen wir diese Kleidung; denn unter den Besitzern gab es eine Menge Mädchen, die nur in Uniformen herumliefen und scharf auf Zivilkleidung waren. Wir verschachteten wieder unsere schönen Sachen, natürlich nur gegen Naturalien, und schlüpfen in unsere Flüchtlingsklamotten, die erstaunlicherweise immer noch zusammenhielten.

Inzwischen gab es eine Reihe Offiziersfamilien in Gerdauen, und allmählich kamen auch Bauern und andere Zivilpersonen. Es gab auch da Tränen, weil viele zwangsweise umgesiedelt worden waren. Wer nun in seiner Heimat so gut wie nichts besaß und nun ein Einfamilienhaus mit Garten zugewiesen bekam (z. B. Stadtrandsiedlung), fühlte sich natürlich wie ein König. Am Bahnhof und Umgebung, in all den hübschen Wohnhäusern, lag eine besondere Truppen-Einheit: Grenzsoldaten, erkenntlich an den grünen Mützen. Gerdauen ist ja Grenzstadt.

Meine Schwester Lena wurde aus dem Lager entlassen. Sie irrte acht Tage durch Königsberg und traf zufällig Deutsche, die mit einem Lkw nach Gerdauen beordert waren. Lena wurde auf dem Lkw versteckt und kam am 08.10.1946 wieder in Gerdauen an.

Unsere Freude war natürlich groß. Lena ging nicht arbeiten, sondern blieb in der Wohnung bei Hanni und war unser Koch. Das war eine schwere Aufgabe, manchmal zum Verzweifeln. „Tante“ Kuhr und Mutter hatten für eine Bäuerin Kleider genäht und Lene und Hanni sollten abliefern und ja nicht ohne Brot wiederkommen. Die Frau stellte sich stur: Nein, nix Brot! Lena und Hanni blieben auch stur im Türrahmen stehen und verlangten immer wieder Brot. Es dauerte eine geraume Zeit, bis sich die Russin erweichen ließ und ein Brot hergab, das die beiden uns, als wir abends von der Arbeit kamen, stolz präsentierten.

Unsere Besitzer kämmten von Zeit zu Zeit überraschend die Wohnungen in der Kirchenstraße durch, um Leute zu irgendwelchen Arbeiten zu holen. Da war die kleine Hanni ein guter Polizist. Einmal kam sie hochgestürzt: „Tante Lena, versteck Dich schnell, Leute werden zusammengetrieben!“ Unsere Lena lief eine Treppe höher und in eine winzige Kammer hinein. Hanni war allein in der Wohnung und der Posten mußte ohne Lena abziehen. Wir hatten ja mit dem Einsammeln von Leuten schon böse Erfahrungen gemacht, siehe Pr. Eylau. Nachdem die Gefahr vorüber war, kam Lena mit Spinnweben überzogen und rußverschmiert wieder aus ihrem Versteck. Lena hat auch Hanni unterrichtet, und zwar so gut, daß sie nach unserer Ausweisung ohne weiteres in das für sie in Frage kommende Schuljahr aufgenommen werden konnte.

Eines Tages arbeiteten wir wie immer im Laden, der Meister aus Tilsit und ich.

Es gab außer uns beiden weit und breit immer noch keine Friseure, daher war der Laden stets voll. Ein junger Soldat stürmte in das Geschäft, in der Hand ein großes Blatt, wie eine Landkarte: „Lisa, komm her! Zeig mir, wo ist Berlin!“ Zu der Zeit konnte ich schon ganz gut russisch. Ich schaute auf die Karte und mußte aufpassen, daß ich nicht ganz unverschämt zu grinsen anfang. Es war ein Schnittmuster-Bogen. Zufällig war ein Major, ein Jude, da, der fließend deutsch sprach und meine hilflose Mine bemerkte. Ich erklärte ihm die Sache und ehe auch er anfang zu schmunzeln, riet ich ihm, dem jungen Soldaten zu sagen, daß es sich um eine Wanderkarte handele, jedoch nicht aus der Berliner Gegend. So haben der Major und ich diese Klippe taktvoll umschiff.

Fahrräder waren bei den jungen Soldaten heiß begehrt, und in den verlassenen Häusern standen ja auch genug herum. Die jungen Leute fuhren wie die Teufel, selbst auf Felgen. Ein Soldat kam in voller Fahrt über das Kopfsteinpflaster auf dem Markt. Da gab es einen lauten Knall, wie ein Gewehrschuß. Der Soldat stürzte entsetzt in unseren Laden und schrie: „Partisanen haben auf mich geschossen!“ Alle Soldaten im Laden liefen in alle Richtungen davon und fanden sich nach einiger Zeit unverrichteter Dinge wieder ein. Für den Meister und mich war alles klar: Reifen geplatzt! Es hat lange gedauert, bis uns geglaubt wurde, daß dieser „Partisanen-Schuß“ der geplatzte Fahrradschlauch war.

Meine Güte, Holz ist schon wieder alle und es ist kalt, Winter 1946. Also zogen Lena und ich mit Schlitten und Säge los

auf Holzsuche. Das war zu der Zeit ziemlich schwierig, weil es kein anderes Heizmaterial gab. So gut wie die meisten Treppengeländer und Stufen aus leerstehenden Häusern waren schon verheizt; aber nicht nur von uns, auch unsere Besatzer wollten ja warme Stuben haben. Es wurden auch schon Bäume gefällt. Wir waren inzwischen bis zum Haus des Rechtsanwalts Kuckat gekommen. Da stach uns ein auf der anderen Straßenseite, vor Tiefensee's Garten stehender Telegraphenmast ins Auge. Herrliches, trockenes Holz, bestimmt ausreichend für zwei Tage. Nachdem wir die Lage gepeilt hatten und kein Mensch zu sehen war, sägten wir den Mast um, teilten ihn in Ein-Meter-Stücke, zurrten alles auf dem Schlitten fest und ab ging es zur Kirchenstraße. Küchenherd und Kachelofen bullerten bald und strahlten herrliche Wärme aus. Der Mast reichte sogar für drei Tage.

Unser Kommandant hatte die Angelegenheit, am Sonntag um die Mittagszeit durch sämtliche Wohnungen in der Kirchenstraße zu gehen, um zu sehen, was es bei den Deutschen zu essen gab. Er kam in Gummistiefeln, leise, leise, mit seinem Dackel im Gefolge. Nun hatten wir ein Stück Pferdeknochen von einem verendeten Gaul ergattert. Der Knochen wurde ausgekocht, und ein paar Kartoffeln waren auch noch da. Wir saßen beim Essen und der Knochen auf einem Teller stand mitten auf dem Tisch. Hanni, unser kleiner Polizist, hat den Kommandanten schon gehört. Da drückte der auch schon die Türklinke herunter; aber in der gleichen Sekunde schnappt sich „Tante“

Kuhr den Knochen und feuerte ihn unter das Bett. Der Kommandant grüßte und wünschte guten Appetit, wobei seine Augen flink über unseren kargen Mittagstisch huschten. Er verabschiedete sich wieder und piff seinem Dackel. Das Luder war inzwischen mit dem Knochen unterm Bett beschäftigt, sauste aber ohne Knochen im Maul hinter seinem Herrn her. „Tante“ Kuhrs Kommentar: „Nicht mal für den Dackel ist der Knochen gut genug; aber wir müssen uns damit zufriedengeben.“

Frühling und Sommer 1946 war für uns die schlimmste Hungerzeit. Das Land war ja nicht bestellt. Lediglich Kohl wurde 1946 zum erstenmal angebaut, und zwar ein riesiges Feld an der Trausener Chaussee. Im Herbst gingen wir bei Nacht Kohl klauen. Natürlich standen da auch wieder Posten zur Bewachung, die uns Deutsche aber mittlerweile kannten. Sie drehten uns den Rücken zu und gingen davon, und wir konnten unsere Säcke füllen. Gräßlich, Kohlsuppe ohne ein bißchen Fett oder Fleisch; aber in der Not ...! Zum Bäcker, der die Soldaten mit Brot versorgte, schlichen wir bei Nacht. Er hat uns nie ohne Brot gehen lassen. Ein einziges Mal, im Frühjahr 1947, erhielten wir so etwas wie eine Lebensmittel-Zuteilung aus amerikanischen Zuwendungen. Es gab Zucker, Fett, Konserven, Fisch und Quark; aber das nur für Leute, die arbeiteten. Kinder und Alte gingen leer aus. „Tante“ Kuhr wurde nach dem Genuß von Quark, der aus einer Zinkwanne verteilt wurde, sehr krank. Wir machten uns große Sorgen um sie, weil es einen Arzt für uns ja nicht gab. In der Schneiderei wurde sie von den Kunden sehr

vermißt, war sie doch praktisch die „Chefin“ dort. Kam hinzu, daß sie, in Litauen aufgewachsen, sehr gut russisch sprach. Ein Major, für dessen Familie „Tante“ Kuhr und Mutter viel genäht hatten, kam, um nach ihr zu sehen. Er hörte sich unsere Sorgen an, verschwand und kam bald mit einer Flasche Wodka wieder. Aus lauter Verzweiflung trank „Tante“ Kuhr davon und – siehe da – bald ging es ihr besser. Gottlob wurde sie schnell gesund.

An einem Sonntag mußten wir ein Haus saubermachen, in das eine russische Familie einziehen wollte. Im ersten Stock stand ein Klavier. Frau Claeßens konnte Klavier spielen und gleich erklang es „Donau, so blau, so blau ...“, und wir schwofen erst einmal etliche Runden. Unser Posten erschien und machte große Augen. Es half ihm aber nichts, er wurde mindestens fünf bis sechs Runden, immer von einer anderen Partnerin, herumgeschwenkt, bis er außer Puste war. Man stelle sich folgendes Bild vor: Wir, etwa acht bis zehn Mädchen und Frauen in Räuberzivil, unser Posten André in dickem Militärmantel, Pelzmütze, dicken Stiefeln, über dem Arm das Gewehr und im Koppel die Pistole! Schade, daß man das nicht fotografieren konnte. Wir hatten jedenfalls erstmal eine Weile Spaß. Wieder einmal an einem Sonntag wurden wir zusammengetrommelt und ins frühere Arbeitsdienst-Lager gebracht. Dort waren in den Baracken haufenweise Möbel untergestellt. Wir sollten die Möbel „verschalen“, daß sie zum Bahnhof und nach Rußland transportiert werden konnten. Eine Menge Laten, Hämmer und viele Päckchen 10-

Zoll-Nägel lagen bereit. Wir „verpackten“ die Möbel prima: Die langen Nägel spießten sich in Sessel, Sofas, Schränke, Standuhren, Kommoden usw. Da ist kein Stück heil angekommen. Unsere Posten saßen ein paar Baracken weiter, spielten Karten und ließen die Wodka-Flasche ihre Runde machen. Um uns kümmerten sie sich nicht groß, wir hämmerten ja auch eifrig.

Eines Abends kamen ein paar Soldaten vom Bahnhof zur Kirchenstraße und wollten die Haare geschnitten haben. Sie begleiteten einen Zuckertransport. Nach getaner Arbeit bekam ich eine große Schüssel Zucker, bestimmt fünf Pfund. Welch ein Reichtum für uns! Durch den Zuzug vieler russischer Privatfamilien wuchs auch unsere „Kundschaft“. Die Frauen und Mädchen wurden von mir „schön“ gemacht, dafür bekam ich mitunter Naturalien. Was „Tante“ Kuhr und Mutter in ihrer Freizeit nähten, wurde gewöhnlich auch mit Lebensmitteln bezahlt. Das Herumtragen der fertigen Sachen besorgte meine Schwester Lena, unser Hausfaktotum, die dabei gewöhnlich von der kleinen Hanni Kuhr begleitet wurde. Lena wurde nicht zu Straßen- und sonstigen Arbeiten abgeholt; man hatte sie wunderbarerweise vergessen. Kam doch einmal eine Razzia, verkroch sie sich schnell (wie schon beschrieben).

Unserer Wohngemeinschaft glückte es meist, wenn auch nicht regelmäßig, etwas Eßbares heranzuschaffen. Was jeder „ergattete“, kam in den großen Topf, und manchmal konnten wir auch anderen helfen. Oft genug saßen aber auch wir vor leeren Tellern; aber wo gab es das nicht in der schlimmsten

Nachkriegszeit. Wer gar nicht mehr aus noch ein wußte, fuhr nach Litauen. Die Züge ähnelten wohl den Hamsterzügen hier im Westen. Willi, 11 Jahre alt, und sein Schwesterchen, 9 Jahre alt, machten sich auch auf den Weg. Nach etwa vier Wochen, das war aber nicht immer so, kamen sie zurück. Litauer hatten den Kindern Obdach und zu essen gegeben und einen kleinen Vorrat an Kartoffeln zum Mitnehmen. Am Bahnhof Gerdauen angekommen, nahmen die dort stehenden Posten den Kindern die paar Kartoffeln ab, die sie ihrer Mutter bringen wollten. Was war der kleine Willi sauer! Geschimpft hat er wie ein Rohrspatz! Allen Litauern gebührt großer Dank, haben sie doch sicher Tausenden den Hungertod erspart.

Das Wasserholen war im Winter ein gefährliches Unternehmen. Der Brunnenrand war dicht vereist und glatt. Man mußte schon geschickt sein, da es keinerlei Halt, geschweige denn Geländer gab. An einem Wintermorgen (über 10 Grad Kälte) ging ich zum Brunnen. Da lag dort, etwa 1,5 Meter vom Rand entfernt, einer unserer Posten in einer Zeltbahn und schlief. Ich weckte ihn, er taumelte hoch, aus allen Poren drang eine dicke Wodka-Dunstwolke. Der Schnaps hat ihn sicher vor Erfrierungen bewahrt; aber wäre er in seiner Trunkenheit noch zwei Schritte weitergetorkelt, wäre er im Brunnen gelandet. Na ja, wie man so schön sagt: Kinder und Betrunkene haben Schutzengel.

An langen, hellen Sommerabenden trafen wir uns auf der Straße und haben gesungen. Alle unsere alten und schönen Volkslieder erklangen. Die ganze Ausweglosigkeit unserer Lage, Trauer

um den Verlust unserer schönen Heimat, sangen wir uns von der Seele. Es dauerte gar nicht lange, da kam ein Soldat angeschlendert, ihm folgten schnell viele. Wir hatten eine andächtige Zuhörerschaft, die erst davonging, wenn wir aufhörten. Auch unsere Besatzer hatten ja Angehörige im fernen Heimatland.

Inzwischen haben wir 1947. In der früheren Molkerei-Genossenschaft am Markt wurde ein Kolonialwaren-Laden eingerichtet. Wir erhielten Lebensmittelkarten und endlich auch Geld (Rubel) für unsere Arbeit. In der Neendorfer Straße, in den Häusern auf der rechten Seite, vor dem Friedhof, wurde eine Sanitätsstation eingerichtet. Jetzt konnte man auch am Bahnhof eine Fahrkarte kaufen und mit einem regelmäßig verkehrenden Personenzug nach Insterburg fahren.

Früher sind wir auch oft nach Insterburg zum Basar gefahren, um gestrickte und genähte Sachen in Lebensmittel einzutauschen. Diese Fahrten waren immer ein Abenteuer. Morgens um 7 Uhr ging man zum Bahnhof, versteckte sich zwischen den Zügen und paßte auf, wenn eine Lokomotive pfiff, ein untrügliches Zeichen, daß der Zug (meist Güterzüge) gleich abfuhr. Schnell kletterte man in ein Bremserhäuschen und los ging die Fahrt. Diese Züge hielten oft auf freier Strecke, manchmal nur 10 Minuten, manchmal aber auch Stunden, ganz willkürlich. Ganz selten hatte man Glück, daß ein Zug von Gerdauen nach Insterburg ganz durchfuhr. Einmal bin ich drei Tage auf Achse gewesen. Vom russischen Basar in Insterburg wurden wir nicht vertrieben. Wir brachten ja schön

ne Sachen mit, die es weit und breit nicht zu kaufen gab.

Im ganzen wurde das Leben ab 1947 normaler, allerdings nur für Leute mit fester Arbeit. Viele, besonders Alte, litten immer noch große Not. Wir, die wir Arbeit hatten, konnten uns jetzt mehr um die Schwächsten kümmern, damit sie nicht verhungerten.

Von Offizieren und Soldaten hörten wir jetzt ab und zu Sätze, wie: „Ihr kommt bald fort!“ – Hoffnung für uns alle? Ist es aber auch wahr? Und wohin? – Quälende Ungewißheit!

An einem Frühsommerabend kam der Major zu uns, der „Tante“ Kuhr mit Wodka „geheilt“ hatte, mit der aufregenden Meldung, in Insterburg läge auf der Post ein Sack mit für Deutsche bestimmte Post. Gleich am nächsten Morgen ging es natürlich los. In diesem Postsack war ein Brief von meinem Bruder Ernst, aus Wuppertal abgeschickt. Dieser Brief war von Wuppertal über Moskau nach Insterburg gelangt. Unsere Freude kann sich wohl jeder vorstellen; denn wir wußten ja nicht, ob und wie er überlebt hatte. Gedämpft wurde unsere Freude aber durch die Tatsache, daß unsere liebe „Tante“ Kuhr immer noch kein Lebenszeichen von ihrem Mann und Tochter Wanda hatte. Beide verschleppt, verschollen – einfach weg.

Im Sommer verdichteten sich die Gerüchte um unsere Ausweisung und im November wurde es dann Wirklichkeit. In der Wilhelmstraße wurden wir auf Lkw verfrachtet und nach Friedland gebracht. Über ein letztes Erlebnis, direkt vor unserer Abfahrt, das uns allen sehr zu Herzen ging, muß ich noch

berichten: Es gab in Gerdauen etwa vier bis sechs junge Deutsche, etwa 18, 20 Jahre alt, alles Gerdauener, die als Elektriker, Mechaniker, Installateure arbeiteten und als „Spezialisten“ hochgeschätzt waren. Sie durften noch nicht fort. (Es gab bis zu unserer Abfahrt immer noch keinen Strom und fließendes Wasser.) – Diese jungen Leute haben während unserer Abfahrt die Glocken zum Abschied geläutet. Ihr wunderbarer Dreiklang begleitete uns noch lange auf der Friedländer Straße. Das Bild von unserem lieben Heimatstädtchen wurde kleiner und zerschmolz mit dem letzten, fernen Glockenklang.

Von Friedland wurden wir nach Königsberg gebracht. Am 30.11.1947, dem Geburtstag meiner Mutter, fuhren wir vom Nordbahnhof Richtung Erfurt in Viehwaggons ab. In Berlin riefen uns die Menschen entgegen: „Was wollt Ihr hier! Haut bloß ab dahin, wo Ihr hergekommen seid!“ Ganz klar: Kaum jemand hatte ein gescheites Dach über dem Kopf und der Hunger war auch noch da. Für uns im Moment aber ein Schock! – Von Erfurt aus wurden wir auf die Landkreise verteilt. Wir kamen nach Lengenfeld u. Stein, ein Dörfchen wie aus der Spielzeugschachtel. Keinerlei Zerstörung. Nach vier Wochen bin ich als erste über die „grüne“ Grenze gegangen und nach umständlicher Bahnfahrt (von Bebra siebenmal umgestiegen) Anfang Januar 1948 in Wuppertal angekommen. Meine Mutter und Schwester wurden im Februar 1948 von meinem Bruder Ernst ebenfalls nach Wuppertal geholt.

Nachbemerkung: Den ganzen Bericht

könnte man heute für ein Abenteuer mit eingestreutem Humor halten. Der Leser sollte sich aber nicht täuschen lassen; denn alle Menschen, die damals in diesen Strudel gerieten, haben Grauenvolles erlebt. So auch wir auf unserer Irrfahrt vom Heilsberger Dreieck zurück nach Gerdauen. Hinzu kam die schlimme Zeit im Lager Pr. Eylau. Mit voller Absicht habe ich diesen dunkelsten Teil unserer Erlebnisse nicht erwähnt: auch sind Geschehnisse solcher Art schon tausendfach erzählt worden. Verhältnismäßig sicher waren wir erst, als wir in der Kirchenstraße nahe der Kommandantur wohnten.

Herr Fritz Waselowski erzählt:

Wir wohnten im letzten Dorf im nördlichen Teil des Kreises Gerdauen, in Bokellen. Es war Station der Reichsbahn an der Strecke Gerdauen-Insterburg. Unser Dorf und die Nachbardörfer flüchteten am 21. Januar 1945. Ich jedoch, damals 14 Jahre alt, war auf einer Schulung der HJ (Führerlager). Man schickte uns erst am 21. Januar nach Hause, wo ich am 23. Januar eintraf, da zu der Zeit keine Züge mehr fuhren und ich den Weg – etwa 73 km – zu Fuß zurücklegen mußte.

Ich traf nur noch Soldaten nan, die ziemlich mit den zurückgelassenen Schweinchen, Hühnern, Gänsen und Kaninchen aufräumten, indem sie diese Tierchen über Feuer brieten. Ich schaute noch einmal in unsere Wohnung, die nicht gerade aufgeräumt war, da sich Soldaten darin aufhielten. Ein letztes Mal ging ich durch unser Dorf und

machte mich dann auf die Suche nach meinen Leuten. Kurz vor Astrau nahm mich ein Lkw mit, der aber nur bis Großgnie fuhr. Als wir Trenkensruh erreichten, etwa gegen 15 Uhr, wurde von Richtung Astrau auf Bokellen mit Panzern geschossen.

Ich marschierte noch bis Adamswalde, dort verkroch ich mich tief im Heu und mit Hilfe zweier Decken überstand ich diese kalte Nacht. Es war noch dunkel, als ich am nächsten Morgen weitermarschierte. Erst in Georgenfelde stieß ich auf Zivilisten und etwa 2 km vor Klinthenen auf einen Teil von einem Treck, der bis zur Kreuzung in Altdorf reichte. Hier stauten sich die Wagen, denn aus Richtung Nordenburg-Angerburg, waren ja auch tausende unterwegs und die linke Straßenseite mußte für Militärfahrzeuge freigehalten werden. In Gerdauen herrschte ein großes Chaos, denn hier stießen die Trecks aus drei Richtungen zusammen.

Als Fußgänger kam ich schnell durch. Ich lief den Weg der ausgefahrenen Wagenspuren. Ab Gerdiehnen nahmen mich zwei junge Frauen auf ihrem Wagen mit. Wir übernachteten auf dem Gut Schmodehnen, das zu dieser Zeit noch nicht geräumt war. Wir umgingen Schippenbeil und Bartenstein auf Nebenwegen. Schon zu dieser Zeit sah ich die ersten erfrorenen alten Leute und kleinen Kinder. In dieser Nacht erreichten wir Liesken, etwa 7 km vor Bartenstein. Nächste Station war Gut Bandes. Dort beschloß man, einen Tag Pause einzulegen, um Brot zu backen, zumal das Gut schon geräumt war. Am 27. Januar machte ich mich wieder zu

Fuß auf den Weg. In Landsberg durchsuchte ich alle Straßen, fand aber keine Spur von meinen Leuten. Diese Nacht fand ich Platz bei zwei Mädchen, 14 Jahre alt, und einem Jungen von 10 Jahren sowie einem von 6 Jahren. Sie waren irgendwie in den vergangenen 7 Tagen der Flucht von ihren Familien abgekommen und hatten sich in Landsberg zusammengetan und bewohnten ein kleines Dachzimmer.

Am 28. Januar lief ich nochmals die Hauptstraße ab, ohne Erfolg. Dann nahm mich ein Lkw bis Mehlsack mit. Aber irgendwie hatte ich das Gefühl, wieder nach Landsberg zu müssen, wohin mich derselbe Fahrer wieder mitnahm. Von Landsberg nach Mehlsack waren es etwa 25 km. Auf der ganzen Strecke standen Treckwagen, viele offen nur mit einem Lager aus Stroh und Federbetten. Am Wegrand lagen viele stille Gestalten. Wieder waren es die alten Leute und kleine Kinder, die den Strapazen und der Kälte (um 30 Grad minus) zum Opfer fielen. An einen Baum gelehnt, saß eine alte Frau – auf dem Schoß ein kleines Kind in Decken gehüllt. Ihren Tod sah man an den schneeweißen erfrorenen Gesichtern.

Als ich in Landsberg ausstieg, traf ich Onkel Pusch, dessen Frau Opas jüngste Schwester war. Puschs kamen aus Wolfshöhe, wo Onkel Melker auf dem Gut war. Tantchen hörte sich meine Geschichte an und sagte, daß ich bei ihnen bleiben soll. Am nächsten Morgen, dem 29. Januar, kam der Schäfer vom Gut Bokellen mit seiner Schafherde vorbei und bei ihm waren meine Mutter, meine Schwester und Hilde

Buttgereit, die Tochter vom Nachbarn. Sie hatten drei Tage dem Schäfer bei den Schafen geholfen und als sie den Übernachtungsort erreichten, war der Treck weg und mit Opa, mit Cousine Hart, Tante Else mit ihren Söhnen Gerd und Dieter. Aber ich war wieder bei Mutter und Schwester. Wir zogen weiter bis hinter Mehlsack. Dort kam uns ein Treck ausgeplünderter Wagen und geschändeter Frauen und Mädchen entgegen. Unsere Soldaten hatten sie vor zwei Nächten in der Nähe von Pr. Holland befreit, wo zu dieser Zeit schon die Russen waren. Dieser Weg war für gut eine Million Ostpreußen versperrt, so strebte alles dem Frischen Haff zu. In dieser Nacht stahl man uns den Hengst und in der nächsten Nacht ließ uns der Schäfer alleine, er wollte seine Familie suchen. Er nahm ein Pferd mit. So spannten wir das verbliebene vor einen Schlitten und zogen weiter.

Wir wurden von Flugzeugen bebommt und beschossen, und wieder sahen wir tote Menschen und Pferde und viele Verletzte. Für 25 km Luftlinie brauchten wir vier Tage, einen Tag Rast eingeschlossen.

Am 8. Februar sahen wir das Haff und die Treckkolonnen, die von Heiligenbeil bis Rosenberg in Reihen zu sechs bis acht Wagen standen. Links und rechts dieser Ansammlung von etwa drei Kilometern lagen all die Sachen, die man mitgenommen hatte: Kommoden, Standspiegel, Standuhren, Teppiche, Nähmaschinen, Werkzeugkisten, aber auch große Kisten mit Weckgläsern sowie Säcke mit Mehl. Nun, da man von Eisenbrüchen hörte, waren die so „unentbehrlichen“ Dinge auf ein-

mal überflüssig. Mit dem, was hier lag, hätte man Güterzüge beladen können und mit dem, was vor Heiligenbeil lag, noch ein paar mehr.

Erst in der Nacht zum 11. Februar erreichten wir das Ufer. Doch in den drei Tagen und zwei Nächten erlebten wir noch unglaubliche Dinge. Wir sahen, wie sich Frauen und Soldaten am hellen Tag zwischen den Wagen vergnügten, wahrscheinlich aus Angst vor dem Unbekannten. Wir sahen auch Frauen, deren Füße bis zu den Waden erfroren waren. Sie waren bereits schwarz und als man ihnen die Schuhe runterschnitt und dann die Strümpfe auszog, blieb die erfrorene Haut daran hängen. Sie schrien vor Schmerzen, doch niemand war da, der ihnen helfen konnte. Auch hier wurden wir bebombt, weil ein paar Leute nachts Feuer angezündet hatten. Als wir das Haff überquerten, standen 5 cm Wasser auf dem Eis. Wir sahen, wie Wagen mit Pferden und Menschen im Wasser versanken. Die Pferde schrien wie Menschen in höchster Not. Wir marschierten bis zur Weichsel. Dort sahen wir erhängte Soldaten an den Straßen baumeln. Bei Nickelswalde setzten wir über die Weichsel und erreichten am 18. oder 19. Februar Danzig. Die Feldgendarmerie hielt uns vier Tage in Kahlberg fest, weil vor der Fähre kilometerlange Trecks waren. In Danzig bekamen wir sogar Lebensmittelkarten, denn wir warteten auf Schiffe, die uns zum Reich bringen sollten. Schiffe kamen, doch Platz für uns war nicht. So zogen wir die Nacht zum 27. März aus Danzig fort. Über die Straße ging es nicht, denn links und rechts brannten

die Häuser und mitten auf der Straße etwa 30 Treckwagen, die in dem schmelzenden Asphalt steckenblieben. Als dann der Asphalt zu brennen begann, brannten Pferde und Menschen wie Kerzen runter. Wir hörten wieder die fast menschlichen Schreie der Tiere.

Wir überquerten wieder die Weichsel. Bleiben aber auf der anderen Seite bis zum 23. April. Wieder ging es zur Weichsel, wo man uns auf einem Pram zur Halbinsel Hela brachte. Hier hausten tausende, wenn nicht sogar hunderttausende in Erdlöchern, wo viele verhungert und erfroren waren. Hier waren so viele Menschen, daß kein Platz war, um seine Notdurft zu verrichten.

In der Nacht vom 28. April durften wir auf Fischkutter, die nur 80 Personen mitnehmen durften, aber 120 kamen auf die kleinen Schiffe. Am 1. Mai erreichten wir Bornholm. Hier bekamen wir nichts zu essen, nicht einmal Milch gab es für die kleinen Kinder. Wir tauschten Zigaretten, Uhren und gute Sachen für ein paar Brote ein, die die einzige Nahrung war. Am 14. Mai holten uns die Russen und brachten uns nach Kolberg, wo wir erstmalig „gefilit“ wurden. Man stahl Uhren, Schmuck und sogar gute Schuhe von den Füßen. Hier mußten wir aufräumen, wobei wir die ersten Frauen fanden, denen man die Brüste abgeschnitten hatte. Hier kamen auch die Vergewaltigten und Diebe – zum Teil Polen –, die uns und den anderen das letzte bißchen Habe stahlen.

Am 25. Mai schickte man uns nach Hause. Nun begann der Weg, den ich

nie vergessen werde. Unsere Nahrung bestand aus Kartoffeln, wenn wir noch welche fanden. Glücklicherweise waren die, die noch Brot und ein bißchen Mehl hatten. Und wieder fanden wir Tote, die seit ein bis zwei Monaten in den Häusern lagen. Erst fanden wir sieben Soldaten, die man erschossen hatte, dann in einem Straßenwärterhaus vier HJ-Jungen mit durchschnittlicher Kehle. In einem Wald zwischen Stolp und Lauenburg lagen Teile eines Trecks, die man mit Handgranaten zusammengeknüppelt hatte. Wieder waren es Frauen und Kinder, die ihr Leben lassen mußten. An einen Baum genagelt fanden wir eine Frau, der man nur so zum Spaß, den Leib aufgeschnitten hatte, das ungeborene Kind lag ihr zu Füßen.

Wir erlebten noch Schreckliches, bis wir am 18. Juni Astrau erreichten, wo man uns festhielt. Nach Bokellen nur 2½ km durften wir nicht, denn da waren alle Häuser von Polen und Russen bewohnt. Außer dem Bahnvorsteher Schröder und der Familie Baum mit vier Personen waren wir die einzigen aus der Gemeinde Bokellen, zu der Klein Potauer gehörte. Vierzehn Tage später kamen noch mein Opa mit Cou-

sin Kurt, Frau Buttgerit mit Tochter Irmgard und Herr und Frau Krycki. So waren von 380 Personen gerade 15 zurückgekommen. Davon starben 5, darunter auch meine Mutter und mein Opa. Nun waren wir, meine Schwester 16 Jahre alt, ich 14 Jahre und der Cousin 10 Jahre alt, alleine. Doch andere traf es noch härter, vor allem kleinere Kinder, deren Mutter starb und die auf die Barmherzigkeit anderer angewiesen waren. Nur Barmherzigkeit war zu dieser Zeit ein Fremdwort.

Noch hatten wir es nicht überstanden. Uns standen noch drei Jahre und drei Monate in dieser Hölle bevor. Im August 1946 Dolchse Sophienberg, 1947 nach Kapsitten, Kr. Pr. Eylau. Dort Aufenthalt nur drei Wochen, anschließend nach Insterburg bis zum 12. September 1948, unserem Ausreisetag. Ich habe viel Schlechtes, aber auch viel Gutes erlebt. Lernte nach dem Krieg erst meine Heimat kennen. Dabei kam ich durch viele verlassene Dörfer, die wie Tempel im Urwald aussahen, denn alles war verwildert und bei manchen Häusern wuchsen Birken aus den Fenstern. Damals waren schon Häuser verfallen, wie mag es heute da aussehen?

Die Flucht – Nach Litauen gegangen – von dort ausgewiesen –

Ich, Hans Komnick, geb. am 24.06.1932 in Neuhof, ein Vorwerk vom Gut Kinderhof. In die Schule bin ich nach Friedrichswalde gegangen. Im Januar 1945 mußte ich mit Großeltern, Mutter und drei Brüdern flüchten. Großvater war Milchfahrer auf dem Gut. So hatten wir die Möglichkeit, einen Flüchtlingswagen für uns zu besitzen. Im Februar 1945 lagen wir Flüchtlinge bei Landsberg alle fest. Es ging nicht weiter. Die Front war da und eines nachts war der Russe da. Es gab viele Tote. Mutter war mit den beiden kleinen Brüdern – 5 und 1½ Jahre alt – auf einem Bauernhof untergebracht. Vater und Onkel hatten sich vom Volkssturm kommend, eingefunden. Am anderen Tag mußten wir alle den Flüchtlingsplatz räumen. Wir waren noch gesund, so daß wir mit dem Wagen und zwei Pferden fahren konnten. Plötzlich kam Mutter gelaufen und sagte: „Die beiden kleinen sind bei Onkel und Tante mit Tochter Gerda Domnick auf dem Flüchtlingswagen!“ Wir mußten über eine Brücke fahren, die hinter uns bombardiert wurde. So verloren wir den Wagen von Familie Domnick mit meinen kleinen Brüdern. In einem Wald haben wir drei Tage gewartet. Es kam aber niemand mehr. Die Front war weitergezogen, und wir mußten weiter in Richtung Heimat fahren.

Unterwegs hatten wir noch sehr viel Schwierigkeiten. Auf einem Bauernhof hatten wir uns ein Strohlager eingerichtet. In der Nacht kamen Russen und

haben die Frauen vergewaltigt, meinen Vater mitgenommen und ein Blutbad angerichtet. Wir anderen sind heil davongekommen. Am nächsten Tag waren Mutter und Vater wieder da, und wir konnten weiter Richtung Heimat fahren. Nach ein paar Tagen kamen wir in Neuhof an. Unser Haus war abgebrannt. Wir haben im Nachbarhaus übernachtet. Am anderen Tag mußten wir ins Lager nach Trausen. Es wurde uns alles weggenommen, so daß wir nur noch das besaßen, was wir auf dem Leib trugen. In Trausen sind mein Großvater, Vater und Bruder (14 Jahre alt) umgekommen. Ich wurde mit Großmutter und Mutter nach Peisen gebracht, wo dann meine Mutter und Großmutter umkamen. 13 Jahre alt, blieb ich alleine zurück.

Eine liebe Frau mit vielen Kindern – sie hieß Matuse und war aus Kristinenfeld – hat mich aufgenommen und gepflegt. Später fand ich eine Tante. Sie wohnte in Kinderhof. Ich zog zu ihr. Es muß im Herbst 1946 gewesen sein, als ich dann nach Litauen gegangen bin, um zu betteln. In Litauen hat mich ein kleiner, armer Bauer aus Mitleid aufgenommen. Er war für mich wie ein Vater. Ein Jahr später starb er. Ich war mit zwei Töchtern, 18- und 30jährig, zurückgeblieben. Neben an im Haus wohnte der Sohn. Er war verheiratet und hatte zwei kleine Kinder, auf die ich dann aufpassen mußte. 1949 starb dann die ältere Tochter, so daß ich mit der einen Tochter wie Bruder und Schwester gelebt

habe. 1950 sind wir dann mit Zwang in die Kolchose eingetreten. Im Mai 1951 kamen Russen und haben mich vom Feld geholt, wo ich gearbeitet hatte. Ich mußte mich umziehen und nach Taurroggen mitfahren. Dort wurden alle entlaust. Wer schlechte Kleidung hatte, bekam etwas zum Anziehen. Es wurde gesagt: „Es geht nach Deutschland.“ Aber geglaubt hat das keiner. Wir lagen auf dem Bahnhof in Insterburg drei Tage in Waggonen. Eines Tages, morgens, hörten wir deutsche Musik und sahen einen langen, geschmückten D-Zug. Nun war die Freude groß. Am Abend fuhren wir in Richtung Deutschland. In Fürstenwalde wurden wir neu eingekleidet. Wer Angehörige hatte, konnte nach Westdeutschland weiterfahren. Ich hatte dort leider keine Adresse. So kam ich nach Mecklenburg. Da ich mein Geburtsdatum in Litauen um zwei Jahre vordatiert hatte, kam ich ein Jahr in ein Jugendheim. Dort konnte ich meine Kenntnisse in der deut-

schon Sprache wieder auffrischen. In dem Jahr habe ich dann auch über den Suchdienst meine kleinen Brüder gefunden. Ich erfuhr auch, daß Onkel und Tante umgekommen waren. Die beiden Brüder mit der Cousine sind von deutschen Soldaten gerettet worden. Sie waren alle verletzt. Sie sind nach Meerane gekommen und sind bei einer Pflegefrau aufgewachsen.

Ich bin 1955 auch nach Meerane gezogen und bin verheiratet, habe zwei Kinder und drei Enkelkinder. Wir wohnen alle noch in Meerane.

Im Juni 1992 war ich mit meinem Bruder Gerhard in der Heimat und in Litauen. Es war ein erschütterndes Wiedersehen, wie man es gar nicht beschreiben kann.

Ausführlicher, was meine Angehörigen und was ich mit eigenen Augen gesehen hatte, wie sie alle umgekommen sind oder erschlagen wurden, konnte ich nicht beschreiben. Das hätte meine Gesundheit nicht mitgemacht.



*Erlebnisbericht
von Frau Elli Reichwald aus
Neuendorf/Krs. Gerdauen*

Mai 1944. Ich feierte meinen 14. Geburtstag, war aber schon am 1. April als „Pflichtjahr-Mädchen“ zum Bauern Lindenblatt gekommen. In damaliger Zeit war es so, daß ein Mädchen nach Beendigung der Schulzeit erstmal ein Pflichtjahr bei einem Bauern machen mußte. Da war es angebracht, bei uns im Dorfe zu bleiben. Ich konnte jeden Abend nach Hause gehen und auch zu Hause schlafen. So habe ich dann bei den Lindenblatts gelernt, was ein Mädchen in der Landwirtschaft für Arbeiten zu verrichten hat. Haushaltsarbeit, Wäsche waschen; auch mußte ich lernen, wie Gänse, Enten und Hühner geschlachtet werden. So verging die Zeit.

Der Winter 1945 stand vor der Tür, und der Krieg machte sich auch über Ostpreußen her. Es wurde sehr kalt und es gab viel Schnee. Zu Weihnachten war die Landschaft zugedeckt und man hörte, daß die Russen mittlerweile den Masurischen Kanal erreicht hatten. Bei uns in Neuendorf war sehr viel Militär untergebracht, und es sollte auch nicht mehr lange dauern, daß auch uns der Krieg überrollen sollte. Alle Neuendorfer – soweit sie Pferde und Wagen hatten – waren darauf vorbereitet, daß sie eines Tages aufbrechen würden, um vor den Russen zu fliehen. Alle warteten nur auf einen offiziellen Abmarschbefehl.

Es war Mitte Januar 1945. Bei den Lindenblatts war großer Waschtag, denn hier wurde mit mehreren Frauen die Wäsche für die Soldaten gewaschen.

Eines Tages kam meine Mutter ange laufen. Sie sagte zu mir: „Mädchen, komm, wir hauen mit den Soldaten ab.“ Sie hatten einen Abmarschbefehl erhalten. Da wir ja keine andere Fahrmöglichkeit hatten und das Grollen der Front schon zu hören war, wollte Mutter nicht mehr länger in Neuendorf bleiben. Zu Hause wurden in aller Eile ein paar Bündel zusammengepackt, so viel wie wir tragen konnten. Dann gingen wir zu Lubbe, denn dort auf dem Sportplatz hatte sich die Kolonne zusammengestellt, und es ging dann auch bald los. Zu dieser Zeit war es sehr kalt und es lag sehr viel Schnee. So fuhren wir mit den Soldaten erstmal bis zum Truppenübungsplatz Stablak, durften bei der Truppe bleiben und dachten, hier auch einigermaßen sicher zu sein. Wir hatten nicht damit gerechnet, daß die Russen dieses Gelände für ihren nächsten Bombeneinsatz vorgesehen hatten. Etliche Flugzeuge tauchten auf und bombardierten den Platz. Es war die Hölle auf Erden! Wir hatten mit dem Leben abgeschlossen; aber ein Schutzengel hat uns behütet, und so haben wir hier überlebt. Dieser Engel muß dann wohl bei mir geblieben sein, sonst hätte ich diesen Bericht nicht schreiben können. So blieben wir auf dem Truppenübungsplatz ca. acht Tage. Dann kam der Abmarschbefehl nach Frauenburg, denn diese Flakbatterie sollte dort Stellung beziehen. Der Russe war mit seinen Truppen weiter südlich schon bis zum Haff vorgestoßen, so daß der Landweg Richtung Königsberg nicht als Fluchtweg benutzt werden konnte. In Frauenburg stauten sich die Flüchtlingsströme; die Stadt war überfüllt von

Zivilisten und Soldaten, zwischendurch die vereinzelt Einschlüge von Granaten. Als Quartier wurde uns die alte Mühle zugewiesen, aber diese war schon so vollgestopft, daß es keinen Platz mehr für uns gab. Ein Soldat, mit dem wir mitgefahren waren, suchte uns auf und brachte uns in ein kleines Einfamilienhaus, wo diese Gruppe auch untergekommen war. So hatten wir erstmal wieder ein Dach über dem Kopf. Aber Frauenburg sollte wohl für uns das Ende sein. Ein Fortkommen von hier war nur noch über das zugefrorene Haff möglich. Mutter meinte, bei den Soldaten bleiben zu wollen, dann würden wir schon rauskommen. Kilometerlange Wagenkolonnen zogen durch Frauenburg, um eine günstige Stelle zu finden, wo sie auf dem Eis über das Haff fahren konnten. Nachdem wir in dem kleinen Häuschen gleich rechts neben der Haustür in einem kleinen Zimmer es uns gemütlich gemacht hatten, begann der Russe ein Trommelfeuer auf Frauenburg, welches wohl ein bis zwei Stunden gedauert hat. Die Stadt stand in Flammen, die Luft roch nach Rauch und Pulverdampf. Überall die Schreie der verletzten Soldaten und Zivilisten. Nachdem ich mich draußen umgesehen hatte, sah ich, daß die alte Mühle einen Volltreffer bekommen hatte und keiner von den vielen Flüchtlingen dort lebend herausgekommen ist. Unter Schutzengel war wieder bei uns gewesen.

Es war wieder ein Tag vergangen. – Es wurde Abend. Meine Mutter und ich legten uns in unser kleines Zimmer zum Schlafen. In dieser Nacht sollten auch wir nicht vom Tod verschont wer-

den. Denn als ich aufwachte, wußte ich nicht, wo ich war, hatte unheimliche Schmerzen am Kopf und an der rechten Schulter und dämmerte vor mich hin. In meinen kurzen Wachphasen sah ich Soldaten mit Maschinenpistolen. Ich dachte mir, wieso Gefangene auf einmal Gewehre haben. Dann schlummerte ich wieder ein. Wie lange dieser Dämmerzustand gedauert hat, weiß ich nicht mehr. Als ich dann eines Tages wach wurde, sah ich einige Nonnen mit ihren großen Hauben herumlaufen und eine erzählte mir, daß ich im Krankenhaus in Frauenburg sei. Ich habe dann meinen Körper abgetastet, um festzustellen, was mit mir passiert ist. Ich war am Kopf und an der Schulter schwer verletzt. Der Kopfverband und mein Arm waren mit einer Blutkruste überzogen. Ansonsten war noch alles heil geblieben. Nun hatte ich nur noch den Wunsch zu überleben. Nachdem ich mich von meinem Schock erholt hatte, habe ich nachgeforscht, was denn eigentlich geschehen war. Es hat sich dann herausgestellt, daß unser kleines Häuschen einen Volltreffer bekommen hatte. Meine Mutter, die neben mir gelegen hatte, war tot. Mich hatte man aus den Trümmern des Hauses gerettet und dann in das Krankenhaus gebracht. Wie ich später erfahren habe, sind von hier aus die kranken und verwundeten Soldaten mit Schiffen abtransportiert worden. Unser Schutzengel muß in dieser Nacht wohl auch etwas abbekommen haben, daß er seine Flügel nicht mehr über uns beide ausbreiten konnte.

Nun war ich mit meinen 14 Jahren ganz auf mich alleine angewiesen. Mein

Vater war bereits vor 6 Monaten an der Ostfront gefallen.

Ich muß wohl mehrere Tage im Koma gelegen haben, denn es waren keine deutschen Soldaten mehr zu sehen, sondern nur noch Russen. Was sich in der nächsten Zeit in diesem Krankenhaus zugetragen hat, kann man mit Worten nicht beschreiben. Die Russen machten sich über die Nonnen her und nahmen auch keine Rücksicht auf Frauen in Gipsverbänden, die in den Betten lagen. Es war traurig und schauerhaft, mit ansehen zu müssen, wie sich die Russen über diese wehrlosen Frauen hermachten. Ein Arztehepaar war damit beschäftigt, so gut sie konnten, die Kranken zu versorgen. Ihre Haupttätigkeit bestand darin, den Kranken Mut zuzusprechen und einmal einen sehr blutverkrusteten Verband zu wechseln mit Material, welches noch einigermaßen sauber war. Ich lag in meinem Bett, Schmerzen und Hunger quälten mich. Ab und zu gab es mal ein Süppchen, welches wohl von den Nonnen zubereitet und gebracht wurde, damit der Magen auch wußte, wozu er noch da war und der Hunger ein wenig gestillt wurde. Nach ein paar Tagen waren die Nonnen nicht mehr da; wo sie geblieben sind, weiß ich nicht. Jetzt waren die Kranken ganz auf sich allein angewiesen. Wer nicht aufstehen konnte, mußte in seinem Dreck liegenbleiben. Denn die Leute, welche aufstehen konnten, waren zu schwach, um die Bettlägerigen voll zu versorgen. Ich war bei den Glücklichen, die laufen konnten und habe dann – soweit es ging – Essen mit verteilt und dem Arztehepaar geholfen.

Ich mußte jetzt auch aufpassen, wenn wieder die Russen kamen, daß ich mich in Sicherheit bringen konnte. Am Ende des Flures war ein Zimmer, in dem mehrere Kinderbettchen standen; hier war mein Versteck. Wenn die Russen auftauchten, legte ich mich zusammengekrümmt in ein Bettchen. Sobald sie dann diese kleine Gestalt sahen, verschwanden sie wieder und ich konnte dann meine Glieder wieder ausstrecken. Eines Tages kamen sie wieder. Ich hatte es zu spät bemerkt, schaffte es nicht mehr, in mein Kinderbettchen zu kommen, sondern nur noch bis in den nächsten Abstellraum. Hier lagen blutige Bettlaken und anderes blutverschmiertes Zeug. Es stank in diesem Raum erbärmlich. Ich habe mich darunter versteckt und mich somit dem Zugriff der Russen entziehen können. Meine Bekleidung bestand zu der Zeit aus Militärsocken, zerrissenen Kleidern, die mit Bindfäden zusammengehalten wurden, Soldatenstiefeln, welche viel zu groß waren und um den Kopf einen großen Verband, also wahrlich kein schöner Anblick.

So verging die Zeit in Frauenburg. Inzwischen war es April geworden. Der kalte Winter war vorüber, und die ersten Sonnenstrahlen wärmten schon. Ich hatte mich zwischenzeitlich mit zwei Frauen angefreundet, die eine ging an Krücken, die andere hatte einen Brustgipsverband. Beide waren aus Königsberg. Die mit den Krücken – ich nannte sie Ella – sagte mir, ihr Vater habe in Königsberg eine Sauerkrautfabrik und da wolle sie nochmal wieder hin. Eines Tages fuhren Panjewagen vor und alle Kranken wurden verladen.

Das gesamte Krankenhaus wurde geräumt, und es ging nach Braunsberg. In einem großen Gebäude wurden wir untergebracht. Aber die Räume waren leer. So wurden diejenigen, die nicht laufen konnten, auf den nackten Fußboden gelegt. Nun blieben alle sich selbst überlassen. Keiner kümmerte sich um uns. Wir sollten wohl hier alle umkommen. Jetzt begann eine schwere Zeit; nichts zu essen. Das Arztehepaar war nach ein paar Tagen auch nicht mehr zu sehen. Zum Trinken holten wir ein paar Häuser weiter aus einem Brunnen Wasser. Die gehfähigen Kranken durchsuchten die nächsten Häuser nach etwas Eßbarem, und mancher fand auch noch etwas, wenn es auch nur Rüben oder Kartoffeln waren. Alle waren wir verdreckt und verlaust, denn an Waschen oder Körperpflege war nicht zu denken. So blieb es nicht aus, daß sich Cholera und Typhus ausbreiten konnten. Die Russen waren hier etwas erträglicher, was sollten sie auch mit diesen Kranken anfangen. Sie hatten auch Angst, sich die Krankheit zu holen. Die Kranken lagen auf dem Fußboden im Fieberwahn, schweißgebadet in ihrem Kot und keiner konnte ihnen helfen.

Wir waren alle zum Tode verurteilt. Wenn einer gestorben war, wurde er in eine Decke gewickelt, nach draußen gebracht und hinter dem Haus verscharrt. Nachdem wir nun schon ca. 14 Tage hier in Braunsberg waren, hatte es auch mich erwischt! Ich war so schlapp, konnte nicht mehr auf den Beinen stehen und lag nun auch in der Reihe der Verlorenen. Fieberkrämpfe schüttelten meinen Körper. Ich träumte von schö-

nen Sachen, dann wieder vom Grauen. Dann sah ich den Geist meiner Mutter. Vor Schmerzen fing ich an zu schreien. Ich wurde dann in einen dunklen Raum gebracht; es muß wohl ein Keller gewesen sein, denn nur durch eine kleine Öffnung drang ein Lichtschein herein. Dieses sollte wohl mein letztes Zimmer sein. Wieder schüttelte mich das Fieber. Ich hatte schwere Alpträume, sah an den Wänden Krokodile und große Spinnen, alle starteten mich an, als ob sie mich fressen wollten. Ich dachte, hier kommst Du nie wieder heraus. Doch eines Tages fühlte ich mich besser! Ich hatte kein Fieber mehr, auch die Schmerzen hatten nachgelassen. Nur meine Beine wollten nicht mehr. Die Kräfte versagten. Aber dennoch habe ich es geschafft, mich wieder aufzuraffen, wobei mir wohl mein angeschlagener Schutzengel geholfen hat. Meine beiden Freundinnen hatten diese Zeit auch überstanden. Es waren nur noch wenig Überlebende in dem großen Gebäude. Es kümmerte sich niemand um uns. Wir drei beschlossen nun, von hier fortzukommen in Richtung Königsberg zu der Sauerkrautfabrik, um dort ein neues Leben anzufangen. Es klappte auch ganz gut, denn ein russischer Lastwagen nahm uns mit bis zum Stadtrand von Königsberg. Nun standen wir auf der Straße, überall, wo wir hinsahen nur Ruinen und rauchende Schuttberge, nichts, was den beiden einen Hinweis geben konnte, in welche Richtung wir gehen sollten. Schließlich sagte Ella: „Wir gehen in diese Richtung, da werden wir schon irgendwo hinkommen.“ So gingen wir los. 10 Minuten gehen, 10 Minuten Pause, denn wir waren ja so

schlapp. Ich war auf den Füßen noch am besten, und so zog es mich immer wieder in die Ruinen, um nach etwas Eißbarem zu suchen. Ich habe auch etwas gefunden, so daß wir wieder langsam zu Kräften kamen. Sobald es Abend wurde, suchten wir uns in einer Ruine ein Plätzchen zum Schlafen. Im Keller dieses Hauses fanden wir noch so allerlei zu essen und haben uns den Bauch so richtig vollgeschlagen. Nachdem wir gut geschlafen hatten, machten wir uns wieder auf den Weg Richtung Innenstadt. Ein trauriger Anblick: Was war aus Königsberg geworden! Auf den Straßen Trümmer und Schutt: Wo einst die schönen Häuser standen, nur noch Ruinen. Hier und da manchmal ein Feuer und Rauchschwaden. Es roch nach Verbranntem. Wir gingen wohl schon zwei Tage, aber von einer Sauerkrautfabrik war nichts zu sehen. Gegen Abend kamen wir in eine Gegend. Da standen noch sehr schöne Häuser. Ella meinte, das müsse der Stadtteil Sackheim sein. Da wir für die nächste Nacht einen Schlafplatz brauchten, ging ich zum nächsten Haus und klopfte. Nach einer Weile öffnete eine Russin. Ich gab ihr zu verstehen, bei ihr über Nacht bleiben zu dürfen. Sie zeigte uns einen Platz in einem Raum, wo wir uns in einer Ecke niederließen. Sie gab uns auch etwas zu essen und zu trinken. Und so war diese Nacht auch wieder gerettet. So stolchten wir drei durch Königsberg – immer noch auf der Suche nach der Sauerkrautfabrik. Der Sommer ging langsam zu Ende. Es war September geworden. Wir hatten in Sackheim ein Quartier gefunden, wo wir den Winter über bleiben konnten.

Wir hatten bei unseren Streifzügen festgestellt, daß doch noch sehr viele Deutsche in Königsberg waren und von den Russen zu Aufräumarbeiten herangezogen wurden. Eines Tages hatte man auch uns entdeckt, und wir mußten auch mit zur Arbeit. Es gab wenigstens etwas zu essen für unsere Arbeit. Ich war in der Nähe des Bahnhofs und mußte Mauersteine sortieren und sauber machen. Es wurde kalt. Der nächste Winter kam und es ging jeden Tag zur Arbeit. Im Januar 1947 bekam ich großes Heimweh nach Neuendorf und hatte mir in den Kopf gesetzt, abzuhaufen und nach Neuendorf zu gehen. Eines Tages war es soweit. Ich packte mein Bündel und machte mich auf den Weg. Am Abend des ersten Tages hatte ich den Stadtrand erreicht, suchte eine Bleibe für die Nacht, denn es war bitter kalt. Bei einem der nächsten Häuser klopfte ich, und ich bekam bei einer Russenfamilie auch einen Schlafplatz. Auch zu essen habe ich bekommen. Am nächsten Morgen ging es weiter in Richtung Friedland. Es war ja noch ein weiter Weg, aber ich hatte es mir vorgenommen, und so stampfte ich durch den Schnee und die Kälte. Zum Abend habe ich mir dann irgendwo eine Ruine oder ein altes Haus gesucht, wo ich schlafen konnte. Leute habe ich kaum getroffen, auch die Häuser waren fast alle leer. Ich hatte keine Angst. Ich sah ja aus wie ein Gespenst, abgemagert, zerlumpt und dreckig. Nur den eisernen Willen: Du mußt nach Neuendorf. Wie viele Tage ich gelaufen bin, weiß ich nicht mehr. Doch dann kam ich in Friedland an. Ich war so kaputt und schlapp und wollte nicht mehr weiter.

Ich habe hier eine Frau kennengelernt, die auch auf dem Weg nach Gerdauen war. Dieser Frau und meinem Schutzengel habe ich es zu verdanken, daß ich auch noch die letzten Kilometer schaffte. Wir gingen zusammen weiter. Ich war so schlapp, wollte mich immer wieder hinsetzen. Aber die Frau sagte dann: „Nicht hinsetzen, sonst schläfst Du ein und erfrierst!“ Sie gab mir eine Kaffeebohne und sagte: „Ganz langsam zerbeißen und dann hinunterschlucken, dann wird es wieder gehen.“ Und tatsächlich: Es ging! Kurz vor Gerdauen haben wir uns getrennt. Ich wollte abkürzen quer über die Felder, denn es wurde schon wieder dunkel, erreichte dann beim Bauern Tiedke auch bald die Neuendorfer Straße. In einem der Häuser sah ich Licht. Ich ging hin und klopfte. Eine Russin öffnete und hat mich derart mit Reden überschüttet, daß ich gar nicht zu Wort kam. Sie knallte dann die Haustür zu. So zog ich weiter nach Neuendorf. In der Dunkelheit kam mir auf einmal eine dunkle Gestalt entgegen. Ich dachte bei mir, es wird meine Oma sein, die mich sucht. Aber es war eine deutsche Frau. Ich fragte, ob in Neuendorf noch Deutsche seien. Sie sagte: „Ja, die haben sich alle bei Katins versammelt.“ Nun raffte ich alle meine Kräfte zusammen und bin dann auch bei Katins gut, aber sehr erschöpft angekommen. Was war aus dem schönen Bauernhof von Ewald Katins geworden! Gut, daß er das nicht mehr gesehen hat.

Bei einer Familie lebte ich ein bis zwei Wochen. Schlafstätte war der nackte Fußboden ohne Stroh und Decke. In Bethlehem gab es damals wenigstens

noch Stroh. Was ich in Neuendorf an Not und Hunger erlebt habe, habe ich von 1945 bis 1959 in der ganzen Russenzeit nicht erlebt. Bei Alfred Wittke (Abbau) hausten die russischen Wachposten. In Trausen befand sich das Zentrum der Kolchosen. So war es für die Russen günstig, die Deutschen von Katins nach Trausen zur Arbeit zu jagen. Eines Tages mußten einige Frauen von Katins Hof und einige Frauen aus Trausen in der Wiesdehler Scheune Kartoffeln sortieren. Die erfrorenen Kartoffeln nahmen die Russen zum Schnapsbrennen. Später habe ich das in Litauen auch gelernt. Bei diesem Kartoffelsortieren erzählte man, daß es Deutsche gäbe, die nach Litauen zum Betteln gefahren wären. Sie hätten viele Lebensmittel mitgebracht. Es war ein Alptraum, das zu hören. So erfuhr ich auch, daß eine weit entfernte Verwandte von mir in Trausen wohnte. Ich habe sie besucht, um zu erfahren, ob meine Großeltern noch lebten; leider ohne Erfolg. Ich habe dann den Entschluß gefaßt, mit anderen Deutschen nach Litauen zu fahren. Das bedeutete: Ohne Fahrgeld, ohne Ausweis, auf dem Trittbrett durch tiefsten ostpreussischen Winter fahren. Jetzt fuhr ich zum dritten Mal „gen Osten“. Ich muß wohl in meiner Kindheit zu oft gesungen haben: „Vorwärts nach Osten, Du stürmisch Heer.“ So setzte sich der Zug in Bewegung, und wir Deutschen fuhren dem gelobten Land entgegen; dahin, wo man sich satt essen konnte. Tilsit war die Endstation. Die deutschen Truppen hatten beim Rückzug die Stahlbrücken (Luisebrücken) über die Memel gesprengt. Die von den Russen provi-

sorisch errichtete Holzbrücke hätte dem Zug nicht standgehalten. Also mußten wir über die Holzbrücke zu Fuß bis nach Pogegen marschieren. Eine mondhele Februrnacht! Der Schnee knirschte unter den Füßen. So trabten wir hungrig durch das fremde Land. In Pogegen stand der Zug: Hinein in einen Waggon; aber es war weit und breit kein Schaffner zu sehen. Wieder einmal war mein Schutzengel bei mir. Zusammen mit einem deutschen Mädchen in meinem Alter stieg ich bei Tauroggen aus. Wir gingen auf ein Haus zu, in dem Licht brannte. Auf unser Klopfen bat man uns herein.

Es war mitten in der Nacht. Da holten Litauer Bürger Stroh aus der Scheune und machten ein Lager für uns in einem Raum. Wir schliefen vor Erschöpfung sofort ein. Am nächsten Morgen gab es ein Frühstück für uns, daß wir meinten, wir wären im Schlaraffenland.

Anschließend gingen wir weiter. Wenn wir an ein Haus kamen, gingen wir hinein. Wir konnten nicht litauisch sprechen. Aber die Litauer kannten den Anlaß unseres Kommens. Ich hatte großes Glück, daß mich eine litauische Familie bei sich behalten wollte. Ich sagte sofort zu; denn ich war allein, ohne Angehörige. Nun hatte ich eine Bleibe. Ich habe bei der Hausarbeit geholfen. Im Sommer habe ich auf den Feldern gearbeitet. Allerdings mußte ich mich in Acht nehmen vor herumstrolchenden Russen. Auch die litauische Miliz hatte ich zu fürchten. Es dauerte nicht lange und ich hatte die litauische Sprache gelernt. Den Litauern war es verboten, Deutsche aufzunehmen. Würden einmal Deutsche bei litau-

schen Bürgern angetroffen, hatten diese mit Schikanen zu rechnen. So kam es, daß ich mir nach einiger Zeit eine neue Bleibe suchen mußte. Da ich allein war, fiel es mir nicht schwer. Bis zu meiner Ausreise 1959 habe ich bei verschiedenen Bauern in Wäldern gelebt. Dort war ich sicher.

Nach dem Besuch des damaligen Bundeskanzlers Adenauer wurde unser Leben etwas leichter. Das war 1955. Es gelang mir durch gute Bekannte, litauische Freunde, die nur nach außen hin hochgradige Parteigenossen waren, die Verbindung mit dem russischen Roten Kreuz aufzunehmen. So konnte der Suchdienst meine Verwandten in der Bundesrepublik ausfindig machen.

Mit Hilfe der Deutschen Botschaft in Moskau und mit Hilfe meiner in Itzehoe lebenden Verwandten bekamen meine beiden Kinder und ich die Ausreise über Friedland nach Itzehoe. Mit meinem Ausreise-Visum fuhren wir nach Moskau, wieder „gen Osten“ um Platzkarten, die Erlaubnis für die Durchfahrt durch Polen und die damalige DDR zu erhalten. Dann endlich ging es in Richtung Westen.

Seit dem 01.02.1959 lebe ich in Itzehoe, in Schleswig-Holstein. Es ist meine dritte Heimat geworden.

33 Jahre sind vergangen. Ich bin stets in Kontakt geblieben mit meinen litauischen Freunden. Immer wieder habe ich den Wunsch gehabt, alle einmal wiederzusehen.

Durch die politische Lage „Freies Litauen“ war es mir nun möglich, zusammen mit zwei meiner Söhne am 23. Juni 1992 mit der Autofähre Kiel – Memel Klaipeda wieder „gen Osten“ zu fahren.

Wir packten unser Auto voll und fort ging es auf hohe See. Was für ein Erlebnis! Nach 34 Stunden Seefahrt erreichten wir Memel. Während der Fahrt kamen grauenvolle Kriegserinnerungen. Wie habe ich an die Menschen gedacht, die 1945 hier ihr Leben lassen mußten. Allein die Gustloff, wo in wenigen Minuten Tausende ertrunken sind.

In Memel wurden wir von meinen Litauischen Freunden abgeholt. Was für eine Freude! Ich kann das wirklich nicht

mit Worten beschreiben. Soviel Herzlichkeit, soviel Gastfreundschaft! Meine Söhne waren zutiefst beeindruckt. Sie werden diese Erlebnisse in ihrem ganzen Leben nicht mehr vergessen.

Und welche Freude hat es mir gemacht, nach so vielen Jahren wieder litauisch zu sprechen. Es ging wunderbar, und plötzlich konnten meine Söhne die Mutter nicht verstehen. Sie haben nur gestaunt!

Litauen! Vielleicht sehe ich Dich eines Tages noch einmal wieder!

Die Flucht – Verschleppt nach Sibirien –

Else Bernig geb. Salewski erzählt!

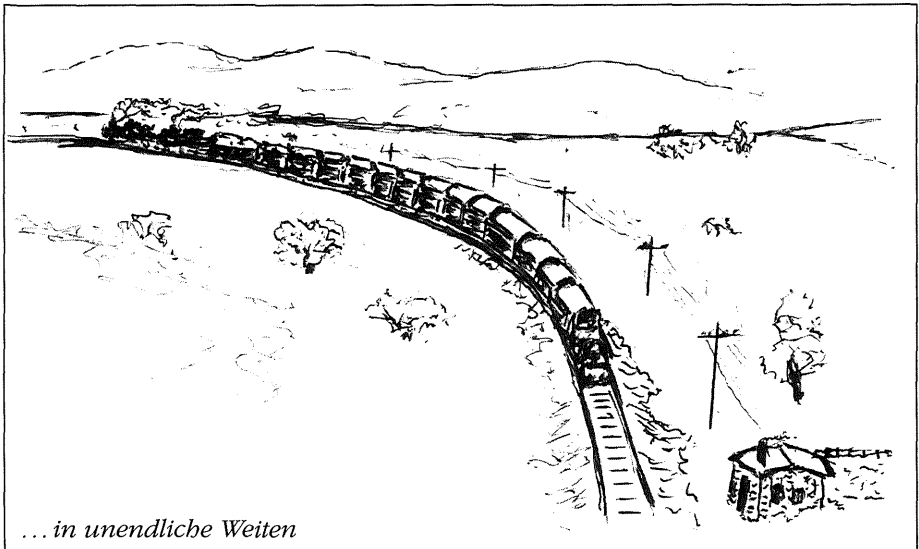
Von Assaunen nach Sibirien – 27. März 1945 bis 28. Juli 1948

„Ich war mit meiner Mutter und zwei Geschwistern in Assaunen. Da haben mich die Russen weggeholt. Ich bin mit einem Lkw nach Nordenburg gebracht worden. Da hausten wir zu Dritt in einem Keller. Nach zwei Tagen wurden wir nach Insterburg gebracht, von dort nach Angerburg. Dort wurde ein Transport zusammengestellt: 45 Personen in einem Kohlenwaggon. Am Boden mußten alle sitzen. Der Durst war größer als der Hunger. Vier Wochen sind wir gefahren – bis nach Sibirien.

Ich habe in einer Ziegelei-Fabrik arbeiten müssen. Wir waren hinter Stachel-

draht in einem Lager untergebracht. Zur Arbeit sind wir von Posten mit aufgepflanztem Gewehr abgeholt worden wie Schwerverbrecher! Das Essen war auch sehr gering. Da habe ich mir mein Kreuz und die Füße kaputtgemacht.

Am 27.03.1945 bin ich von Assaunen verschleppt worden und am 28.07.1948 bin ich nach Kleindembach (DDR) gekommen. Ich hatte 1948 im Februar von der DRK-Suchstelle Berlin die Adresse meiner Mutter erhalten. Da war ich froh, daß ich noch eine Heimat hatte. Das war eine Freude, daß wir uns wiedersehen konnten ...“



... in unendliche Weiten

Von Pröck nach Sibirien

Gerda Grübner, geb. Warm

Nach der Flucht im Januar 1945 von Pröck/Gerdauen landeten wir in der Kaschubischen Schweiz bei Karthaus. Dort ging es nicht mehr weiter. Die Russen holten uns am 10. März ein. Es war schrecklich; meine Schwägerin, die mit uns geflüchtet war, wurde am ersten Tag schon von sieben Russen vergewaltigt. Bis zum 17.03. zählte sie 30 Vergewaltigungen. An diesem Tag kamen wir beide in Gefangenschaft. Wir mußten in drei Tagen einen 100-km-Marsch nach Graudenz ins Zuchthaus zurücklegen; die Füße voller Blasen, das Schneewasser von der Straße schleckten wir vor Durst. In Graudenz wurden wir einzeln verhört. Ich war am 19. März die letzte im Keller. Weil es schon sehr spät war, wurde ich erst am 20. März 1945, an meinem 16. Geburtstag, verhört und kam dann zu den anderen Frauen und Mädchen. Unter vielen Tränen gratulierte man mir. Am 1. April, es war gerade Ostersonntag, steckten sie uns in Viehwaggonen. Drei Tage bekamen wir nichts zu essen, dann begann die vierwöchige Fahrt nach Sibirien; 500 km hinter dem Ural lud man uns aus. Auf der Fahrt bekam ich eine Gelbsucht; nach der Ankunft mußte ich 14 Tage in einen besonderen Bunker. Dort gebar eine junge deutsche Frau ihren Sohn. Auch hochschwangere Frauen und Frauen, die ihre Kinder zurücklassen mußten, wurden verschleppt. Über unserem Lager war die Parole angebracht „Tod dem Hitler-Faschismus“. Unser Transport umfaßte

1.500, alles zivilverschleppte Frauen. Wir kamen in Bunker unter der Erde, in jedem etwa 200 Frauen, wo wir auf Brettern schlafen mußten. Im ersten Herbst wurden die Schwerkranken zurück nach Deutschland transportiert, darunter auch meine Schwägerin Erna Warm geb. Rinn, aus Gumbinnen-Turen. Es waren noch zwei Geschwister Hess (Heß?) aus Neu-Sobroost mit mir in Gefangenschaft. Es sind Hunderte gestorben. In einem Grab wurden oft bis zu sieben Leichen verscharrt. Oft kamen wir in andere Lager zum Bäumefällen, Fabrikenbauen, Panzerwaschen. Viele haben vor Hunger das Schmierfett gegessen und sind daran gestorben. Außerdem mußten wir Straßen bauen, Stubben roden u. a. Vom letzten Lager kamen vier von uns in Privatquartieren unter, und zwar in Novoseworne bei Owestroika, Verladestation Seranka. Ich habe oft mit dem Gedanken gespielt, über das alles ein Buch zu schreiben, aber es regt mich zu sehr auf. Die Polen, die mit uns in Gefangenschaft gerieten, wurden unsere Brigadiere und trieben uns zur Arbeit an, oft waren sie schlimmer als die Russen. Nach drei Jahren in Sibirien, auf der Rückfahrt nach Frankfurt/Oder verlangte eine Polin mein Notizbuch, worin ich viele Namen der Verhungerten aufgeschrieben hatte, um sich etwas abzuschreiben. Ich erhielt es niemals wieder. Diese unmenschliche Zeit konnte man nur im Vertrauen auf Gott überleben.

Mein Ostpreußen mußte ich für immer verlassen

Bericht von Lucie Rapp geb. Voß

Heute, am 22. Januar 1990, gehen meine Gedanken zurück zu dem Tag, als ich vor 45 Jahren meine so sehr geliebte Heimat im Pferdetreck mit meinen lieben Eltern, für immer verlassen mußte.

Es war auch ein Montag; früh um 8 Uhr sammelten wir uns beim Bürgermeisteramt in Georgenhain (früher Baraginn) im Kreis Gerdauen, Ostpreußen, um gemeinsam aufzubrechen in die große Ungewißheit.

Am Sonnabend, den 20.01.1945, wurde meine liebe Mutter 56 Jahre alt, ihr Bruder, Onkel Hermann, war gekommen. Es wurde am Sonntag ein sehr trauriger Abschied, wir haben ihn nie mehr wiedergesehen, ebenso seine Frau, Tante Trudchen, die bei uns evakuiert war, als sie im September 1944 in Königsberg in Preußen ausgebombt war.

Am Sonntagnachmittag mußten alle Männer im Dorf zusammenkommen, um alles noch einmal durchzusprechen. Da war der Befehl gekommen, daß auch wir unseren Hof verlassen mußten, auf dem wir seit 200 Jahren – von Generation zu Generation – in aller Geborgenheit glücklich und zufrieden gelebt hatten.

Als mein Vater dann zurückkam, der liebe Papa, mit Tränen in den Augen sagte er: „Morgen um 8 Uhr müssen wir fort.“ Diesen Anblick vergesse ich nie, wie verzweifelt er war.

Der Treckwagen war schon sehr lange vorher fertig gepackt. Wochen davor hatte Vater die Pferde fast nur mit Hafer

gefüttert, damit sie stark waren für die schwere Aufgabe. – Geschlafen haben wir in dieser letzten Nacht überhaupt nicht, es war einfach nicht möglich, und gesprochen haben wir auch nicht mehr. Was war da wohl noch zu sagen? Wir nahmen Abschied, ein jeder auf seine Weise. Vater war bei den Tieren, die wir ja alle zurücklassen mußten: sechs hochtragende Kühe, all das Jungvieh, einige junge Pferde, die ganzen Schweine und das Geflügel. Da war Karo unser Hofhund, er merkte die große Unruhe und lief von einem zum anderen. Alle Tiere wurden noch einmal gefüttert und mit viel Futter versorgt. Was aus ihnen geworden ist – ich weiß es nicht. Ja, ich selbst lief noch in der Wohnung von einen Raum in den anderen mit dem Staubtuch in der Hand. Es war fast so, als ob ich mich festhalten wollte an etwas, was meinen Händen unwiderbringlich entglitt. Nein, ich wollte dieses Fortgehen einfach nicht wahrhaben, meine seelische Not am liebsten herausschreien.

Da nahm die liebe Mama mich fest bei der Hand und zog mich hinaus nach draußen, wo die Pferde schon gespannt waren. Mein Fahrrad stand da, ich wollte es mitnehmen und ich hatte es mir zur Aufgabe gemacht, ich wollte helfen, so gut ich konnte. Treck, Menschen und Tieren zur Hilfe zu sein, denn diese Mühsal sollte acht Wochen dauern. Vater hatte unseren Karo in die Scheune gesperrt, er wollte ihn nicht an der Hundehütte festbinden. Es war ein

bitterkalter Morgen am 22.01.1945, als sich unser Treckwagen in Bewegung setzte. Wir wohnten im Abbau, 500 m vom Dorf entfernt. Dort sammelten wir uns zu einem gemeinsamen Treck. Auch das Nachbargut Nonnenhof schloß sich uns an. –

Nun begann die große Flucht, fast alle hatten Tränen in den Augen, im Herzen der große Schmerz. Wir waren nun Menschen der Landstraße, Menschen ohne ein Zuhause. Alle waren sie so still und bedrückt und ein jeder mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt. Einige in unserem Dorf wollten bleiben, nicht mit auf die große Flucht gehen. Was aus ihnen wurde, man weiß es nicht.

Da, noch einmal kam unser schöner Hof ins Blickfeld, ich weinte bitterlich und Mama, die liebe Mama, sie tröstete mich wieder und sagte: „Blicke nun vorwärts und nicht zurück, wir müssen stark bleiben. Es ist nun einmal so, da müssen wir durch und alle anderen auch.“ Das richtete mich auf und gab mir Kraft, nun bot ich dem Schicksal die Stirn; ich wollte alles schaffen und den Kampf aufnehmen, den Kampf ums Überleben, wie es auch sei.

Georgenfelde ließen wir zurück und alle anderen Dörfer der Nachbarschaft, Ebenau (früher Wolla), Klinthenen, Altendorf. Wir näherten uns unserer Kreisstadt Gerdauen und in Kinderhof, die erste Übernachtung, wenn man das so bezeichnen kann. Plötzlich war unser Karo da, er hatte sich freigemacht und war uns gefolgt. Dann lag er zu Mutters Füßen und rührte sich nicht mehr fort. Ein deutscher Offizier wollte ihn gerne haben, aber es war nichts zu

machen, er rührte sich nicht von der Stelle.

Am anderen Morgen brachen wir zeitig auf; durch Gerdauen war fast kein Durchkommen möglich, alle Straßen waren verstopft. – Noch einmal sah ich Karo; mit beiden Vorderpfoten war er auf dem Sattel meines Fahrrades. Er blickte mich so traurig an und winselte. Ja, es litten Menschen und Tiere in diesem Durcheinander. Und wir mußten weiter, es ging nur schrittweise in Richtung Bartenstein. Karo haben wir nicht mehr wiedergesehen.

Hinter uns hörten wir das Grollen des Krieges und neben der Fahrstraße lagen die ersten Toten, Mensch und Tier. – In welcher Reihenfolge es dann weiterging, kann ich nicht mehr so genau berichten und oft, viel zu oft, stand der Treck und es ging überhaupt nicht voran. In einem Dorf, wir mußten nahe daran vorbei, hatten sie einen Menschen erhängt, ein Schild um den Hals, auf dem stand: „Ich habe ein Pfund Butter gestohlen, dies ist ein Abschreck für alle anderen.“ Es würgte mich, mir war ganz elend zumute, konnte es so etwas überhaupt geben? Waren das noch Menschen? Wir sollten noch einige Male mit solch traurigen Begebenheiten konfrontiert werden. Wenn so etwas gesichtet wurde, blickten wir gleich in eine andere Richtung. – Mein Fahrrad hatte ich längst nicht mehr; es war mir gestohlen worden, als ich es kurz an unseren Wagen lehnte. So ging ich fast immer zu Fuß, weil ich ja helfen wollte, wenn Hilfe nötig war.

Es war oftmals so, daß wir von der Fahrstraße abgedrängt wurden, denn die deutsche Wehrmacht flüchtete auch

in Richtung Westen. Viele hatten Panjewagen und russische Mädchen dazu. Na, da hat man ja so einiges erlebt, was man einfach nicht für möglich hielt. – Ja, ich hatte zwei Kleinkinder im Treck, zwei kleine Jungen, fünf und zehn Monate alt. Das waren meine Schützlinge, ich sorgte für sie, so gut ich konnte. Wenn wir ein Dorf ansteuerten, dann lief ich vor, um für die Mütter mit ihren Kleinen etwas Milch zu bekommen oder nur warmen Kaffee. Die Windeln mußten gewechselt werden. Manchmal waren sie festgefroren und mußten langsam gelöst werden. Die Kleinen streckten ihre Händchen nach mir, als ob sie ahnten oder fühlten, daß ich half. So schaffte ich es, daß sie noch lebten, als wir im Treck kurz vor Heiligenbeil getrennt wurden. Es starben viele kleine Kinder und alte Menschen, die diese großen Strapazen nicht durchhalten konnten. Sie lagen neben der Fahrstraße, dürrtig zugedeckt und oft sah man noch den starren Blick. Da war ein älteres Mädchen mit ihrer alten Mutter aus Nonnenhof, geistig etwas zurück. Sie kam plötzlich und sagte: „Mutterke schläft schon dre Dag und segt nichts.“ Da war ihr Mütterchen schon drei Tage tot, einfach eingeschlafen. Wir mußten sie zurücklassen und immer weiter. Nun kamen wir an einer Nebenstraße vorbei und schon von weitem sahen wir einen Zug auf den Gleisen. Wir kamen näher und es war schrecklich: ein Zug voller toter Menschen, hauptsächlich Kinder. Da packte uns das Grauen über soviel Elend und Schmach. Alle wahrscheinlich im MG-Feuer erschossen. Ein anderes Mal lag ein fauler Geruch in

der Luft. Da war ein Treck zusammengeschossen, die Menschen waren schon fortgeräumt, aber die Pferde lagen hoch aufgetrieben da. Dann kamen Gedanken auf – vielleicht sind wir auch bald soweit. Der Russe war oft nahe dahinter und immer war die Angst da, er holt uns ein; dann ist alles aus. So näherten wir uns Pr. Eylau mit dem Truppenübungsplatz Stablack. Und wieder waren wir von der Fahrstraße abgedrängt und wurden durch den Volkssturm weitergeleitet. Wir fuhrten immer in der Runde auf diesem großen Gelände und mich packte großer Zorn, denn eine Woche war darüber vergangen. Das Futter für die Pferde und das Essen für die Menschen wurde langsam knapp. Also stellte ich mich an die Fahrstraße und wartete, bis ein höherer Offizier kam. Ihm schilderte ich unsere Notlage und das Wunder geschah, er stoppte die flüchtende Wehrmacht und verschaffte uns, auf die Fahrstraße aufzufahren. Gott sei es gedankt, nun ging es wieder voran und kurz vor einem Dorf knallt mir ein Bauer fast förmlich vor die Füße ein volles Fleischfaß. Seine Pferde schafften es nicht mehr. „Fräuleinchen“, sagte er, „verteilen Sie das Fleisch doch bei Ihrem Treck, damit es die Hunde nicht fressen“. Ich dankte dem Himmel und winkte unsere jungen Leute, noch halbe Kinder, zu mir heran. Im Nu war das Faß leer und ich war richtig froh, denn noch hatten wir genug zu essen. Aber für die Pferde wurde es langsam knapp. Wir haben es uns zur Gewohnheit gemacht, neben den Verpflegungswagen der Wehrmacht herzulaufen und Heu für die Pferde zu rupfen und es unseren Pfer-

den im Fahren hinzuhalten. Ach, wie freuten sich unsere beiden Stuten, wenn ich ihnen etwas anbot. Wir hatten drei Zuchtstuten im Treck, drei Generationen Großmutter, Mutter und Kind; und Grete, die jüngste in der Folge, war trächtig. Wir waren im Stutbuch eingetragen. Das ostpreußische Mittelschwere-Pferd. – Ach, was war der Vater glücklich, als wir fast vier Generationen im Stall hatten. Aber es sollte nicht sein. Wir sind nun kurz vor einem Dorf bei Braunsberg und der Treck steht und die Wehrmacht fährt munter an uns vorbei. Wer hat hier überhaupt die Oberaufsicht, es ist fast ein chaotisches Geschehen. Die Pferde sind unruhig und stampfen mit den Hufen. Man kann nicht übersehen, woran das überhaupt liegt. Da laufe ich nach vorn, wo unser Treck stockt und was sehe ich da: ein ganz junger Volkssturmsoldat streitet mit einer jungen Bäuerin, Mutter von drei kleinen Kindern. Ein Rad ist gebrochen und er zetert und will den Wagen in den Graben kippen lassen. Die Frau weint bitterlich und fleht ihn an. Noch bleibe ich ganz ruhig, aber ich will dieser Frau unbedingt helfen. Aber wie fange ich es nur an, damit er einsichtig wird und hilft? Auch auf der Flucht muß man sehr vorsichtig sein. – So fange ich sachlich an und meine: „Helfen Sie bitte dieser Frau, sehen Sie, es könnte doch Ihre Mutter sein, würden Sie dann auch so handeln?“ Es ist für ihn wohl wie eine Mahnung an das innere Gewissen. – „Sehen Sie, Sie könnten doch helfen, im Dorf gibt es bestimmt ein Ersatzrad.“ – Und ich habe es geschafft. Er läßt diesen Wagen überholen und wir können weiterfahren.

Wir sind im Dorf, ich Sorge wieder für meine kleinen Schützlinge, da ist plötzlich diese Frau da. Sie kniet fast vor mir und hält mich an den Händen fest: „Ach, Fräuleinchen, wie soll ich Ihnen nur danken, er hat mir geholfen. Sie kamen gerade wie ein rettender Engel.“ Ich ziehe sie zu mir hoch mit den Worten: „Mir brauchen Sie nicht danken, gebe Gott, daß wir es überhaupt schaffen.“ Auch so etwas erlebt man auf der großen Flucht, es bleibt haften und es ist wie ein Geschenk.

Ein paar Tage später, die Pferde brauchen etwas Ruhe, auch die Menschen vielleicht ein paar Stunden, oder einen halben Tag. Das Grollen der Kanonen ist nun etwas entfernter, da werden wir Mädchen und die jungen Frauen von einem Batallionschef zu einem Essen eingeladen. Wir nehmen gerne an, haben sogar die Möglichkeit, uns einmal zu waschen. Es gab ein gutes Essen, vor allem ein warmes Essen und reichlich für jeden. Wir wollen uns dankend verabschieden, aber die Soldaten wünschen noch etwas Unterhaltung. Ein etwas kritischer Moment und zu der Musik eines Schifferklaviers mag niemand tanzen, wir singen aber mit. Da ist ein Oberleutnant, er hat ein Auge auf mich und er hält sich nur in meiner Nähe auf. – Ja, er ist ein Familienvater und ich spüre, er möchte mehr. Da schlage ich vor, einen Rundgang zu machen und singe mit allen: „Als wir im August hinausgezogen sind, tapfere kleine Soldatenfrau“. Ja, ich habe es geschafft und ihn auf den richtigen Weg gewiesen. Er reicht mir die Hand und bedankt sich beim Abschied und auch wir gehen dorthin, wo wir im Moment

hingehören, zu denen, mit denen wir gemeinsam im Treck sind.

Bald brechen wir auf und es geht weiter. Allmählich merken wir, wie anstrengend doch alles ist; wir schlafen fast im Stehen ein, wenn einmal ein kurzer Halt ist. Ein Bett oder eine Lagerstatt gibt es fast nie. So sind wir sehr froh, daß wir auf einem großen Gut, in einem großen Saal übernachten dürfen. Sie haben Strohlagen bereitet und wir fallen regelrecht ins Stroh und schlafen direkt ein.

Als wir dann geweckt werden, staunen wir nicht schlecht, als wir mitten unter Soldaten liegen, sie haben sich einfach dazwischengelegt. Sie schlafen tief und fest und wir gehen ganz leise davon, um sie nicht zu stören. So etwas ist Wirklichkeit und fast nicht zu glauben, aber es ist wahr.

Und wieder geht es weiter, unser Weg auf der Landstraße, aber immer mit dem festen Glauben, daß wir es schaffen. Wir sind wieder in ein Dorf eingefahren und die Pferde sind versorgt. Da wollen wir auch etwas essen, es ist so eigenartig ruhig und plötzlich ein Warnruf: „Am Anfang des Dorfes ist der Russe drin.“ Fast im Galopp mit fliegenden Händen werden die Pferde eingespannt und es geht im Tempo davon. Ausgelaugt und fast am Ende unserer Kraft sind wir noch einmal entkommen. Ein Stoßgebet geht zum Himmel und wir merken gar nicht, wie müde wir sind, kurz vor dem Zusammenbrechen. Aber in Not und Gefahr kann ein Mensch viel mehr leisten, als es mancher für möglich hält.

Unser Weg geht aber weiter und wir nähern uns Braunsberg, da ist schon die

Parole da, wir können nur noch ab Heiligenbeil auf dem zugefrorenen „Frischen Haff“ entkommen. Es gibt drei Fahrstraßen. Die Nehrung ist total verstopft und die Wagen haben sich festgefahren. Ja, es war während der ganzen Zeit bitter kalt, wir hatten es gar nicht so richtig gemerkt. Das Eis war dick und fest, aber würde es die große Belastung aushalten? Der Russe schoß blind, um das Eis brüchig zu machen, auch bei stärkstem Schneetreiben.

Wie wird das überhaupt gehen und wird das Eis halten bei dieser großen Belastung? Man kann sich das gar nicht vorstellen und es gibt keinen anderen Weg! – Mir wird das Herz unendlich schwer und ich fühle mich unter den vielen Menschen so einsam und verloren. Da sehne ich mich so sehr nach meiner Mutter, sie hat sich hingelegt unter die Plane, wo wir die Federbetten ausgelegt haben. Ganz leise, um sie nicht zu stören, kletterte ich auf den Wagen, um mich hinzulegen. Aber die Mama schläft nicht, sie liegt da und weint leise vor sich hin. – Ja, ich weiß, sie denkt wieder an ihre Söhne, meine fünf Brüder. Sie sind alle im Krieg geblieben, sie gaben ihr junges Leben und es war nun doch alles umsonst. Nur Bernhard, unser zweitältester, ist in amerikanischer Gefangenschaft in Texas. Mama wird auch ihn nicht mehr wiedersehen, er kam erst 1948 wieder, als der furchtbare Krieg schon lange vorbei war. So nehme ich meine Mutter in den Arm, um sie zu trösten. Und ihr „Warum dies alles“ nehme ich mit in einen kurzen unruhigen Schlaf. Ich hatte mich an sie gekuschelt und fühlte mich so geborgen.

Vater hat die Pferde angehalten, darüber wurde ich wach. Es ist schon hell und wir waren die ganze Nacht hindurch gefahren. – Die Wegeverhältnisse waren ganz in Ordnung und es war auch ansonsten ruhig. Die Pferde bekamen ihr Futter und auch wir aßen etwas. Mit etwas Schnee durch das Gesicht ist die Morgentoilette beendet. Es gibt eine kurze Rast, dann geht es weiter.

Vater legte sich nun hin und ich übernahm das Gespann, Mutter saß neben mir. Mir fiel der Bibelspruch ein, aber ich spreche ihn nicht aus, weil Mama nun wieder ruhiger geworden ist, ich möchte sie nicht unnötig aufregen. Der Spruch: „Mit Mann und Roß und Wagen, hat sie der Herr geschlagen.“ Ja, so weit ist es nun wirklich, niemand weiß, was kommt wohl morgen und überhaupt.

Das Lenken der Pferde ist gar nicht so einfach bei dem Gedränge und neben den Treckwagen gehen noch die Frauen und Mütter mit ihren Handwagen, Fahrrädern oder ohne etwas. Und was liegt so alles neben der Fahrstraße, einfach abgestellt. Was haben manche Flüchtlinge alles mitgenommen, es ist unwahrscheinlich. Da stehen oder liegen Nähmaschinen, Stehlampen, Standuhren, Stühle, Sessel, Wäschetrohnen und vieles mehr. Es ist ein buntes Bild, wenn nur nicht alles so traurig wäre. Wir werden von den Treckleitern immer wieder aufgefordert, die Wagen leichter zu machen, denn die meisten haben ja viel zu viel mitgenommen und die Pferde müssen auch geschont werden, weil ja alles schon so lange geht.

In den Straßen wird es nun immer enger, sie drängen von allen Richtungen zum „Frischen Haff“, um noch durchzukommen. Manchmal verteilt die Wehrmacht Brot, dünnen Malzkaffee oder Suppe, die wir in Milchkannen in Empfang nehmen. Wir hatten Karten bekommen, wo die Personenzahl angegeben war. Manche wollten sammeln und so hielten sie die Karten ein, die sie dann bei neuer Ausgabe wieder verteilten.

Zäh und langsam floß der Flüchtlingsstrom dahin, mit mehr halten als fahren. Aber langsam ging es doch voran und trotz allem, die Leute blieben geduldig und nahmen auch Rücksicht. Manchmal hörte man sogar Scherzworte, denn nun gab es schon die ersten Läuse, hauptsächlich Kleiderläuse. Ja, es war schon eine Qual, dabei machten wir uns gegenseitig Mut, die innere Not bewußt versteckend.

Langsam ging es nun doch in Richtung Heiligenbeil und der inneren Erwartung bzw. Sorge, die große Fahrt über das Eis. Es stand alles wie eine große Wand vor uns, die wir überwinden mußten.

Es muß so um den 20. Februar gewesen sein und der Frost war hart und streng bei manchem Schneetreiben. Und immer wieder ging auch mal die Sonne auf. Dann suchte der Blick den Osten, da war unser „Zuhause“. Unser Georghain im Kreise Gerdauen lag nun so weit zurück und nun waren wir im Begriff, auch unser schönes Ostpreußen zu verlassen. Wehmütig und fast am Verzweifeln kamen auch solche Gedanken auf. Aber zum Denken und Nachdenken blieb kaum Zeit.

Die Gegenwart der Flucht mit ihrer Härte forderte den ganzen Menschen. Vom Krieg direkt hörten wir nun kaum etwas, später wußten wir auch, „warum“. Der Russe mit seinem großen Heer kreiste uns ein; über Westpreußen und Pommern stieß er durch in Richtung Ostsee, und damit war ein Durchkommen praktisch gar nicht mehr möglich, wir blieben ihm ja. Natürlich wußten wir es damals nicht, als Heiligenbeil gesichtet wurde, eine Kleinstadt. Wir ließen sie rechts zurück und wurden gleich zum „Frischen Haff“ weitergeleitet. Langsam, so Schritt für Schritt, und nun waren wir ganz auf den Volkssturm angewiesen. Es mußte nun ganz reell gehen und die Gespanne wurden gerecht auf drei Fahrstraßen verteilt. Es wurde noch allerhand von den Treckwagen abgeworfen, die Pferde gut sattgefüttert, bevor es dann auf das Eis ging. Zum Vorderwagen sollte 25 m Abstand gehalten werden wegen Bruchgefahr, die tatsächlich bestand. Ein leichtes Schneetreiben setzte ein, vielleicht war es für uns so besser, denn die Sicht war dadurch schlechter.

Nun waren wir direkt am „Frischen Haff“. Es war ein Sonntag um 14 Uhr. Wir waren für die 3. Fahrstraße zugeteilt. Sechs Volkssturmmänner standen bereit, um die Pferde auf das Eis zu lenken. Sie nahmen sie an die Kandarre und gingen mit den Tieren auf das „Frische Haff“. Das Wasser schwappte bis über die Fesseln der Pferde, ca. 20 cm hoch. Sie bäumten sich auf und wollten einfach nicht mitmachen. Nur durch ruhiges Zureden begannen sie nun den Weg über das Eis. Dann ging es eigentlich recht schnell, denn sie suchten den

Vorderwagen. So fühlten sich die Pferde wohl sicherer und mit 25 m Abstand, da war nichts zu machen. Nur wenn sie direkt auf den Vorderwagen ihre Köpfe legen konnten, dann wurden sie ruhiger.

Die Artillerie der Russen schoß aus ihren Standorten, was dann aufhörte, als es langsam dunkel wurde. Wir fuhren die ganze Nacht durch, ich ging neben unserem Treckwagen her. Fresen wollten die Tiere nicht, auch sie wollten nur weiter und weiter. Man spürte es förmlich, auch die Pferde spürten die Angst und Unsicherheit. Es war alles so unheimlich, fast gespensterhaft. Schemenhaft konnte man die Treckwagen erkennen, dann hallten manche Hilferufe über das Haff, auch von den anderen Fahrstraßen.

Wenn ein Wagen in einer Einschußstelle festsaß, oder wenn ein Rad brach, oder sich ein Pferd vor den Wagen streckte und nicht mehr aufstand. – Auch hier halfen die Männer vom Volkssturm. Meistens blieben die Treckwagen dann stehen und es ging zu Fuß weiter.

Als es hell wurde, war wieder Schneetreiben und der Aribeschuß blieb aus. Wir sollten nun Brot, Kaffee und Suppe von der Wehrmacht abholen. Dabei hätten wir fast den Anschluß an unseren Treck verloren. Nur an einem Wagen des Nachbarn konnten wir uns orientieren. Wir waren ganz steif vor Kälte und so tat die warme Suppe gut. Aber es ging wieder weiter, wir hatten noch ein ganzes Stück vor uns, das wir überwinden mußten.

Manchmal knackte das Eis, die Pferde gingen dann noch schneller, um diesem

Eis zu entkommen. Und auch dieser Tag ging seinem Ende entgegen, es sollte für meine Eltern und für mich noch ein tragischer Abend werden.

Um 16 Uhr am Montag ließen wir das „Frische Haff“ zurück und fuhren bei Stuthof auf das Festland auf. Glückliche und sehr zufriedene durften wir diesen Augenblick erleben. Vater sieht seine Hände an, sie sind in der Innenhand voller Blutstriebe, so stark hatte er die Pferde gehalten, aber trotz Handschuhe nicht geschafft, – die Pferde waren stärker. Aber nun müssen wir Platz machen für die, die nach uns kommen. Wir sind ca. 300 m vom Haff entfernt, da knickt unsere trüchtige Stute mit den Vorderbeinen ein und legt sich dann vor den Wagen. Nein, sie verliert nicht ihr Fohlen, sondern es ist Nierenverschlagen, da geht es in Minuten und es ist keine Hilfe, wie man das Tier retten kann. Vater ist ganz erschüttert und kann es nicht fassen. Da sind helfende Hände da, sie schirren sie aus den Sielen und unsere prächtige Stute wird in den Graben gerollt.

Auf einmal, was ist denn das? Ein furchtbares Krachen und Bersten hängt in der Luft, danach schreckliche, gelende Hilfeschreie von unzähligen Menschen in großer Not. Die 3. Fahrstraße ist gebrochen. Wie viele Menschen und Tiere in den eisigen Fluten untergehen, ist wohl nie ermittelt worden. Vor einer Stunde waren wir noch auf dieser Fahrstraße. „Mein Gott“, sagt mein Vater, „wie nahe waren wir doch alle dem Tod, wenn das mit der Jungstute früher passiert wäre“. Nein, wir können es noch nicht fassen, es ist zu gewaltig und furchtbar.

Aber ich meine, auch so etwas ist Bestimmung oder Schicksal und wen es treffen soll, der kommt daran nicht vorbei. Unter Treck ist indessen weitergefahren, um im Dorf Rast zu machen. Wir hatten unsere 3. Stute ausgeliehen, nun muß Vater sich darum bemühen, damit wir auch weiterkommen ins Dorf. Es klingt unwahrscheinlich, nach der großen Strapaze auf dem „Frischen Haff“ und das schwere Erleben danach, in dieser Nacht können wir nicht schlafen. Die Nerven waren fast am Zerreißen, was kann ein Mensch nur ertragen, alles in dieser kurzen Zeit und dazu fast das Unglaubliche: wir sind nicht in den eisigen Fluten ertrunken. Noch heute, nach so vielen Jahren, steht alles so nahe noch vor mir.

Wir sind nun in dem Dorf, den Namen weiß ich nicht mehr, und der Bürgermeister meint, wir sollten alle ausruhen, er weiß schon von dem furchtbaren Schicksal der 3. Fahrstraße, und daß wir unser schönes Pferd verloren haben. Eine Bäuerin nimmt meine Eltern und mich mit auf ihren Hof. Sie hilft uns sogar beim Waschen, wir sind kaum noch dazu fähig. Sie hat Milch aufgekocht, die sie uns anbietet. Weiter möchten wir nichts mehr, nur schlafen. Sie bietet uns ihre Schlafräume an, richtig bezogene Betten. Was ich in diesem Moment empfinde, ich kann es nicht beschreiben. Das erste Bett auf der langen Flucht, kaum zu fassen! Noch im Einschlafen merke ich, die Bäuerin sitzt an meinem Bett. Wir schlafen fast 15 Stunden, so erschöpft waren wir. Als wir dann wach sind, gibt es ein gutes, warmes Essen und sie packt uns auch noch etwas ein. Da sagt die Bäuerin:

„Um Ihre Tochter war ich in großer Sorge, sie war ja weiß wie die Wand und so zerbrechlich, ich habe an ihrem Bett gewacht.“ Also, dieses wunderbare Erleben, so umsorgt zu sein, das tat nach all dem Schrecklichen richtig gut. Mit vielem Dank verabschiedeten wir uns und wieder geht es weiter.

Wie es nun weitergeht, so genau weiß ich es nicht mehr. Wir fuhren auch Landwege, denn die Straßen sind immer noch so verstopft. Danzig bleibt rechts liegen, wir möchten in Richtung Stolp, Pommern. Nun setzt ein großer Regen ein und eine Schneeschmelze. Es besteht kaum eine Möglichkeit, die Pferde unterzustellen. Wir legen ihnen Wolldecken auf den Rücken, denn die Tiere dampfen förmlich. Vielleicht ist es gut, Vater hat immer noch Hafer für die Pferde und damit können wir sie wohl noch retten.

Es regnet fast drei Tage, da fahren wir in Westpreußen in ein Dorf ein. Vollkommen überbelegt. Aber die Pferde müssen untergestellt werden, anders geht es nicht mehr. Der Bürgermeister hat Verständnis, aber keine Möglichkeit. Er sieht die beiden Stuten an, die vor Kälte und Nässe zittern. „Kommen Sie“, sagt er und es ist fast nicht zu glauben, er macht die Kirchentür auf und hilft Vater dabei, die Tiere hereinzuführen. Wir können es nicht fassen, aber im Kirchengang liegt schon Stroh, alles ist unglaublich, so sind wir wohl nicht die ersten, denen es so ergeht. Bis vor den Altar werden die Pferde geführt. Vater reibt sie trocken, ein Junge hilft ihm dabei. Es kommen noch mehr Pferde. Auch ich bin fast am Ende und setze mich mit Mutter auf die Altarstufen, um

auszuruhen. Vater kommt dann auch noch zu uns, es tut so gut, im Trocknen zu sein. Alles erscheint so unwirklich und traurig und wenn ich die Zeit der Flucht überdenke, ich meine, dieses war der schmerzlichste Moment, die Tiere werden im Gotteshaus untergestellt, „es war sonst kein Platz in der Herberge“. Da begriff man es direkt, das ist der Krieg, vor nichts und vor niemandem macht er Halt, alles nur Verderben und Gewalt, bis alles zerbricht oder nichts mehr heilig ist.

Als diese Nacht um ist, da hat der Regen aufgehört, auch die Pferde haben keinen Schaden genommen und Mama meint: „Hier hat wohl der Herrgott geholfen.“ Es geht nun wieder weiter im westpreußischen Land und es ist Ende Februar 1945. Nun müssen wir uns langsam mit der Gewißheit vertraut machen, nach dem Westen kommen wir nicht mehr, alle Mühe war wohl umsonst, der Russe war fast bis zur Ostsee. Während der ganzen Flucht war immer ein Stabsfeldwebel aus Insterburg, mit dem wir immer wieder zusammentrafen. Er hatte mir seinen Paß gezeigt und wollte mit uns in Verbindung bleiben. So meinte er manchmal: „Ich werde Dich und Deine Eltern in Sicherheit bringen.“ Er fragte meine Mutter um zivile Sachen von meinen Brüdern und im Lkw wollte er mit uns über die Ostsee flüchten, es war da noch möglich und das Eis noch befahrbar. Um 24 Uhr sollte es losgehen, meine Eltern waren einverstanden. Nur Handgepäck und alles stehenlassen. Mir war ja doch recht eigenartig und Mama suchte die Sachen zusammen. Die Pferde waren gefüttert und ich sah

sie mir noch einmal an. Da meinte ich eine Stimme zu hören: „Bleibe hier und fahre nicht mit.“ Nichts weiter. Da kamen meine Eltern und ich sagte ihnen: „Nein, ich bleibe bei den Pferden, laßt mich hier bleiben.“ Meine Eltern verstanden mich nicht und da kam auch schon der Stabsfeldwebel, der Lastwagen in Entfernung. Er nahm die Sachen in Empfang und zog sich um. Da sagte mein Vater, daß wir nicht mit wollten. Er konnte es nicht begreifen, versuchte mich zu überzeugen: „Ja, wir sehen uns wieder“, das waren seine letzten Worte. Ein Kuß zum Abschied und er ging in die Nacht hinein zu seinem Lkw. Wir hörten noch als er fortfuhr. Auch nach Jahren brachten alle Suchmeldungen nur eine Nachricht, daß er nicht gefunden wurde, kein Lebenszeichen.

Nun erst sagte ich meinen Eltern, warum ich dieses vielleicht gute und ehrliche Angebot nicht genützt hatte. Mutter meinte: „Das ist ein Wink des Schicksals und vielleicht ist es gut so.“ Wir gingen zurück zu unseren beiden Pferden, unseren Wegbegleitern. – Und morgen früh würde es weitergehen auf dem Weg, der uns vorgeschrieben war. – Unsere Nachbarn haben es nie erfahren, daß wir uns in Sicherheit bringen konnten, oder auch nicht, wer weiß es. –

Ein neuer Morgen brach an, strahlend, voller Sonnenschein, schon richtig warm und frühlingshaft. Unter anderen Verhältnissen wäre es ein Tag gewesen, den man dankbar und zufrieden erleben würde. – Es will Frühling werden nach einem sehr strengen, harten Winter.

Aber was erwartet uns nun, die Flüchtlinge, in diesem Frühling 1945? Fast aller Glaube will verlorengehen, wir müssen allen Mut zusammennehmen und die Zukunft annehmen, wie es auch sei. – Trist und trostlos ziehen wir des Weges und die Hoffnung will uns fast verlassen, aber noch sind wir beisammen, tragen alles gemeinsam, ein sehr trauriger Zeitpunkt. Wir wissen es noch nicht, aber es kommt noch viel schlimmer.

Nun sind wir in Richtung Karthaus in Westpreußen, es ist Anfang März, der Weg nach dem Westen ist für uns nicht mehr möglich. Es sind nun neue Parolen da, es ist eigentlich alles gut organisiert. Wir werden in Standortquartiere eingewiesen, wo alles weitere abzuwarten ist.

Unser Treck, er ist nun wesentlich kleiner geworden, ist für Semlin im Kreise Karthaus festgelegt. Langsam nähern wir uns diesem Ort, bangen Herzens. Nun sind wir da, auch alles überfüllt. Meine Eltern und ich und der Treckwagen unseres Gastwirtes wird weitergeleitet nach Klein-Semlin, ca. 800 m westlich. Wir werden in Verbindung bleiben und müssen nun abwarten, wie es wird.

Klein-Semlin, das Ende unserer qualvollen Flucht, es ist der 2. März 1945. In einem kleinen Anwesen beziehen wir Quartier, die Familie, von Beruf Stellmacher, bitten uns ins Haus, die Pferde werden im Stall untergestellt. Unser Lager, Matratzen und Decken zum Zudecken. Ja, wir dürfen uns nun einmal gründlich waschen. Der Hausherr, mit Frau, Schwägerin und Schwiegermutter, tut wohl freundlich, aber sie

sind uns nicht gut gesonnen. Sie geben es uns sogar zu verstehen, daß sie schlecht dastehen, wenn nun der Russe kommt. Ja, das ist schon traurig, aber nicht zu ändern.

Selten sprechen sie mit uns in unserer deutschen Sprache, meistens in kaschubisch. Das können wir nicht verstehen und wir sollen es wohl auch nicht verstehen.

Nachts sind wir im Haus allein, sie begeben sich in einen provisorischen selbstgebauten Bunker.

Die ersten Tage schlafen wir vor lauter Erschöpfung, dann aber nicht mehr, denn es gibt viel Schießerei im Umfeld. Deutsche Soldaten bringen einen schwerverwundeten Soldaten, schon ohne Bewußtsein, sehr, sehr jung. Meine Mutter setzt sich zu ihm, hält ihm die Hand, die langsam erkaltet, er ist erlöst. Seine Kameraden holen ihn fort, es ist nun der 8. März und es ist so ruhig, kein gutes Zeichen. Da mache ich mich auf den Weg zu unseren Nachbarn, sie haben beschlossen, im Quartier zu bleiben. Schnell mache ich, daß ich zu meinen Eltern komme. Was ist denn das, fast ein Summen wie von Bienen und ich merke es, sie schießen auf mich. Da werfe ich mich in den Schnee und verhalte mich ganz still. Nun merken sie wohl, daß ich kein Soldat bin, erst auf allen Vieren kriechend, dann aber laufend, komme ich bei meinen Eltern an, vollkommen erschöpft. Mutter begleitet mich zu einer Lagerstatt, ich schlafe direkt ein, denn die letzten drei Tage war es kaum möglich, zu schlafen. Es ist nun Mitternacht, da sind die Russen da. Sie durchsuchen das Haus, nehmen Vater alles ab, was ihnen wertvoll er-

scheint. Sie kommen in den Raum, wo ich mit der alten Frau ganz fest schlafe. Zwei große, kräftige Soldaten in Schneetarnung. Mutter hat mir später erzählt, sie hätten die Decke fortgezogen und nur nach meinen Händen gesehen, sie suchten Schmuck und Uhren. Weil sie nichts sahen, hätten sie die Decke fallenlassen und gesagt: „Schlaf weiter, Mädchen, noch weißt Du nicht, was los ist.“ Vom 1. Weltkrieg konnte meine Mutter russisch. Die Soldaten drehten sich um und gingen fort. Nein, sie haben mir nichts getan, fast nicht zu glauben. Aber sie hatten die Kassette mit dem ganzen Familienschmuck auf dem Wagen gefunden, das war wohl der Grund, daß sie mir nichts taten. Dann war alles ruhig, gegen Morgen weckte mich meine Mutter, wir konnten es nicht fassen, daß so etwas möglich war.

Dann traf der russische Stab ein, fast alles höhere Offiziere. Wir sollten in der Küche bleiben, sagte uns der Major, dann würde uns nichts geschehen. Dann hörten wir das laute Wiehern unserer Pferde. Fremde Leute in Zivil brachten sie gewaltsam fort. Nun plünderten sie unseren Treckwagen, meine schöne Aussteuer sah ich entschwinden, wie stolz war ich darauf gewesen. Aber unsere drei gepackten Taschen mit dem Allernotwendigsten, die hatten wir bei uns und sie blieben uns auch. Auch die Nacht vom Sonnabend zum Sonntag ging vorüber und der Bataillonsstab rückte weiter.

Der weißhaarige Offizier machte ein Kreuzzeichen über mir und sagte: „Behüte Dich Gott.“ – Wahrscheinlich wußte er, welcher Weg mir noch bevorstand.

Nun sagten uns die Kaschuben, daß wir gehen sollten zu unseren Leuten. Als wir dort ankamen, da wußten wir erst, was die Frauen erlitten hatten; fast keine wurde verschont.

Es war nun Sonntag, der 11. März, da wurden wir verhört und registriert. Eine Polin aus unserem Dorf wurde über jeden Einzelnen befragt. Sie sagte für alle gut aus, vielleicht verdanken wir ihr, daß wir am Leben blieben.

Nur unser Bürgermeister und sein Schwager, die waren nicht mehr da. Bis heute ist über ihr Schicksal nichts bekannt. Es wird wohl ein Geheimnis für immer bleiben. Montag früh, der 12. März, es sind Kommissare angekommen. Uns wird gesagt, in 15 Minuten werden wir abgeholt zur Arbeit. Ja, es bleibt uns noch Zeit für einen Abschied, daß es ein Abschied für immer ist, das werden wir erst später wissen. Vater nimmt mich ganz fest in den Arm, er ist

völlig verzweifelt: „Mein Gott, der Krieg hat uns die Jungs alle genommen. Nun müssen wir auch noch Lucie hergeben.“ Mutter ist gefaßter, sie war eigentlich immer die Stärkere. Ihre letzten Worte: „Mein Kind, geh mit Gott, ich kann nun nichts mehr für Dich tun, als für Dich zu beten und Gottes Segen möge mit Dir gehen.“ Dann macht sie das Kreuzzeichen über mir, es ist ansonsten nicht üblich, denn ich bin evangelisch.

Noch einmal nimmt sie mich in den Arm, noch ein letzter Blick, dann ist alles vorbei.

Dies ist das Ende meiner Flucht. Sie währte acht Wochen, aber was dann folgt, das wird fast fünf Jahre dauern, die Kriegsgefangenschaft in Sibirien.

Was ich hier aufgeschrieben habe, ist ein Tatsachenbericht, er entspricht voll und ganz der Wahrheit, wie ich alles erlebt habe.

Der Gedanke an die Heimat richtete uns seelisch auf!

Geschrieben 1985 von Lucie Rapp

Was Vater geahnt hatte, wurde nachher Wirklichkeit. Ich wurde nach Sibirien verschleppt. Der Fußmarsch ging zunächst nach Schlesien, von dort mit Güterwaggons zu einem anderen Sammelpunkt. Kurz nach meinem 26. Geburtstag wurde ein Transport von 2.000 Frauen zusammengestellt und per Schiene nach Sibirien verfrachtet. Einmal pro Tag gab es eine warme Suppe; an dem harten Knäckebrot haben sich viele Verschleppte buchstäblich die Zähne ausgebissen.

Im offiziellen Sprachgebrauch hießen wir Frauen „freiwillige Arbeitskolonnen aus Deutschland“. Zunächst wurden wir zu Gelegenheitsarbeiten, auch in der Ernte, eingesetzt. Viele von uns standen die schwere körperliche Arbeit einfach nicht durch. Von 600 Frauen im April 1945 waren Anfang Juli nur noch 200 am Leben. Dann wurden wir einzeln in ein Büro gerufen, wo uns angesichts einer geladenen Pistole keine andere Wahl blieb, als einen „freiwilligen Arbeitsvertrag“ über fünf Jahre zu unterschreiben. Die Hoffnung auf eine baldige Rückkehr hatte sich zerschlagen. Und doch war der Gedanke, eines Tages Deutschland wiederzusehen, das einzige, an dem wir Frauen uns seelisch aufrichten konnten.

„Skorra damoi“ (bald nach Hause) hieß die sehnsüchtige Erwartung. Nach der Verlegung in das Lager 0079 bei Kopejsk wurde alles ein bißchen erträglicher. Wir Frauen wohnten in drei Baracken und mußten in einem

Kohlenschacht arbeiten, der insgesamt eine Belegschaft von 5.000 Mann hatte. Wegen eines Knöchelbruches blieb mir das Einfahren unter Tage erspart. Dennoch mußte ich ungeheuer hart arbeiten, als ich der Grubeneisenbahn zugeteilt wurde und die Loren auszuladen hatte. Mein Vorgesetzter war ein Jude. Er hatte viel Bitteres erlebt, schikanierte uns Frauen jedoch nicht, sondern forderte von uns nur soviel Arbeitsleistung, daß es kaum zu schaffen war. Ich magerte auf 36 kg Körpergewicht ab.

Heute kann ich es kaum begreifen, daß ich diese schweren Jahre überstehen konnte. Als heute 65jährige sage ich: „Ohne den einzigen Balken Hoffnung und meinem unbedingten Willen, nicht auch wie meine vier Brüder in russischer Erde begraben zu werden, wäre das nicht möglich gewesen!“ Ergänzend kommt noch hinzu: Die glückliche Kindheit in Ostpreußen half mir auch sehr viel in diesen Jahren! Gegenseitig machten wir Frauen uns Mut und lebten in einem engen Zusammenhalten, das ich sonst niemals in meinem Leben erfahren habe. Zwischenzeitlich habe ich erfahren, daß meine Eltern in das zerstörte Heimatdorf zurückgeschickt wurden und dort an Hungertyphus verstorben waren.

Im Oktober 1949 „sickerte“ es im Lager durch, daß es bald wirklich nach Hause gehen sollte. Anfang Dezember bestiegen wir einen Transportzug. Unsere russischen Arbeitskollegen bildeten ein

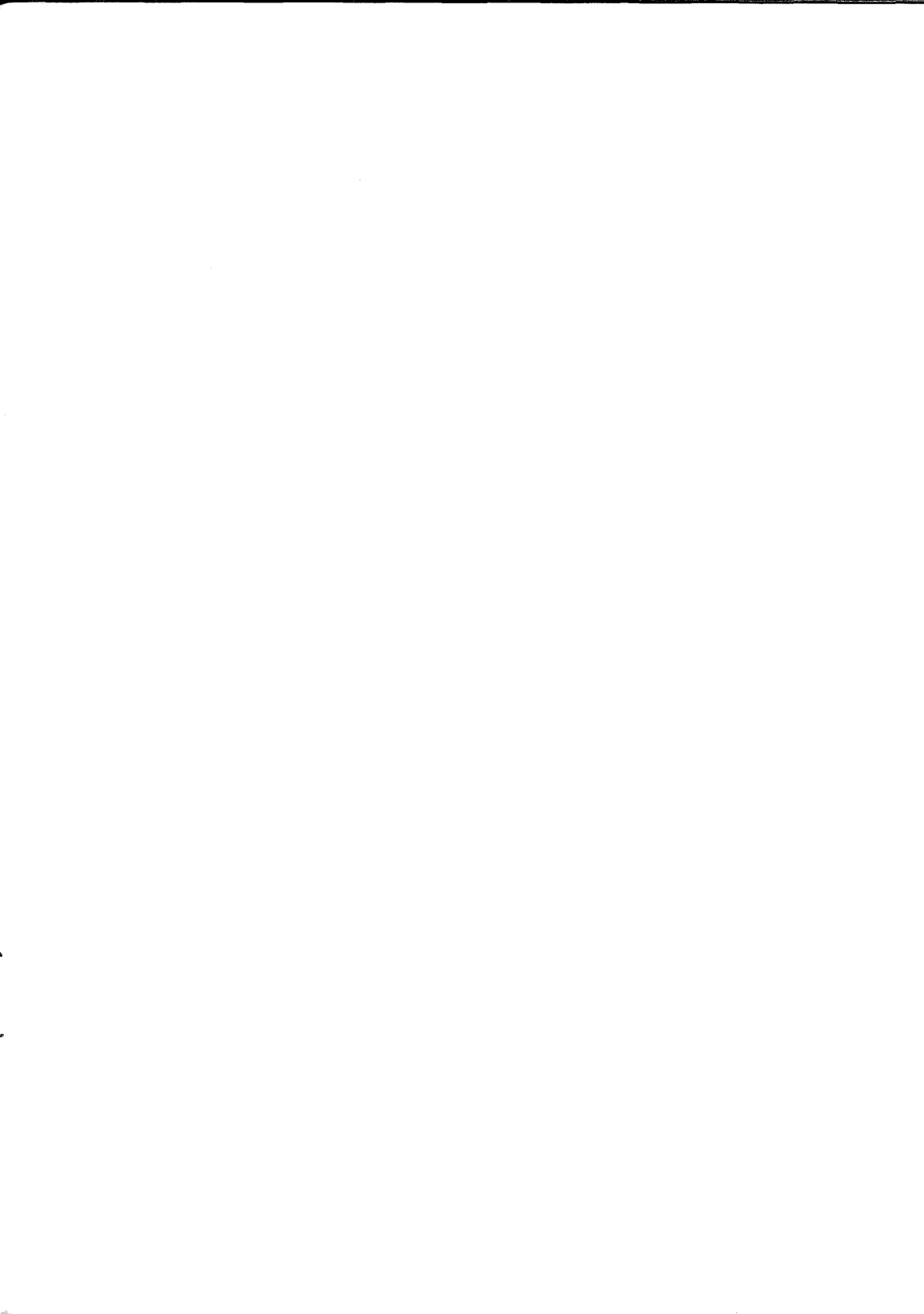
langes Spalier und weinten vor Rührung, als sich der Zug auf Nimmerwiedersehen in Richtung Westen in Bewegung setzte.

Ich faßte die Gedanken während der dreiwöchigen Bahnfahrt von Sibirien nach Friedland später in einem zwölftrophiges Gedicht zusammen (siehe unsere Sonderausgabe 1991 – Gedichte –). In Polen mußten die Fenster des Zuges vernagelt werden, weil die Einheimischen Ziegelsteine auf Heimkehrende warfen.

In Friedland läuteten die Glocken, als der Zug am 21. Dezember 1949 eintraf. Mit neuen Papieren begann für mich 30jährige das Leben in Freiheit. Ein schwerer Herzfehler wurde bei mir fest-

gestellt, den ich von einer beinahe tödlichen Kohlenmonoxidvergiftung in Sibirien zurückbehalten hatte. Für einen mehrwöchigen Kuraufenthalt wählte ich die Habichtshöhe bei Bielefeld.

Schon in Ostpreußen war mir Bielefelder Leinen ein Begriff gewesen und so hoffte ich, hier in Bielefeld in der wiederaufgebauten Industrie am ehesten Arbeit zu finden. Nach einer Tätigkeit im Haushalt fing ich bei den Ankenwerken an. 1954 heiratete ich einen Bielefelder und schenkte darauf bald einem Sohn und einer Tochter das Leben. Nun habe ich schon seit 35 Jahren in Bielefeld eine neue Heimat gefunden.





KREIS GERDAUEN 1670. KUPFERSTICH

Herausgeber: Heimatbrief Kreis Gerdauen
 Zeichnungen: Ernst Pees, Löwenstein
 Sonderausgabe: Weihnachten 1992